DAN SHOCKER's Macabros



Nr. 96

DM 1.50

Österr. S 12, Schweiz Fr. 1.70
Italien L 750, Spanien Pta 65
Printed in Germany

In der Arena der Drachentöter



Nr. 96

In der Arena der Drachentöter

(Der neunte Weg in die Dimension des Grauens)

Was zuletzt geschah:

Ak Nafuur der ehemalige Molochos, hat Hellmark dreizehn versiegelte Briefumschläge hinterlassen. In jedem befindet sich eine Botschaft, die für Björn schließlich eine Aufgabe enthält, welche er erfolgreich lösen muß. Nur wenn ihm das gelingt, ist es ihm gestattet, den nächsten Umschlag zu öffnen.

Diese Prozedur soll es ihm ermöglichen, nach dreizehn bestandenen Aufgaben in das Dämonenreich Rha-Ta-N'mys einzudringen und die Dämonengöttin zum Kampf zu stellen.

Acht Botschaften hat Björn Hellmark schon geöffnet, und achtmal konnte er seine Aufgabe erfolgreich lösen. Nun liegt der neunte Weg vor ihm…

Vincent Bowles fand keinen Schlaf.

Unruhig warf er sich von einer Seite auf die andere. Was war nur los mit ihm? Ein solcher Zustand war ihm unbekannt. Wurde er krank? Er hatte die letzte Zeit besonders intensiv gearbeitet, oft bis in die Nacht hinein. Aber das machte er schließlich seit Jahren, es gehörte zu seinem Beruf. Meistens kam er erst im Morgengrauen ins Bett. Nach der Vorstellung schlossen sich Gespräche mit Publikum und Presse an, da wurde noch gegessen und getrunken, und die Stunden vergingen wie im Fluge.

Doch trotz allen Einsatzes errang er nicht die Anerkennung, die er sich ersehnte. Er war nur ein zweit-, wenn nicht gar drittklassiger Schlagersänger, der Sprung nach oben war ihm nie geglückt. Er tingelte durch Festzelte, trat bei Vereinsfeierlichkeiten auf und hatte bisher einen Fernseh-Werbespot gemacht, in dem er das Produkt besang. Daß er bisher nichts »Größeres« geleistet hatte, hing nicht damit zusammen, daß er zu wenig Talent besaß. Davon war Vincent Bowles überzeugt. Er hatte bisher nur Pech gehabt. So etwas gab es. Aber dagegen konnte man etwas tun – das jedenfalls behauptete einer seiner Freunde.

Es gab Glücksbringer und Amulette. Daran jedenfalls glaubte der andere.

Bowles tastete unwillkürlich nach dem Anhänger, den er an einer silbernen Kette um den Hals trug. Es handelte sich um einen etwa drei Zentimeter langen, achteckigen Gegenstand, der mit seltsamen Schriftzeichen und dem Bild eines Mannes geschmückt war, der – kein Gesicht hatte.

Ob seine Ruhelosigkeit in dieser Nacht mit dem Amulett zusammenhing, das er seit sieben Tagen trug? Und nach dieser Zeit – so sein Bekannter – sollte dieses Amulett Wirkung zeigen.

War das die erwartete Wirkung? Unruhe und Schlaflosigkeit, Nervosität? Darauf konnte er gern verzichten. Er hatte mehr darauf gebaut, daß der morgige Tag für eine Überraschung gut war. Da war ein Gespräch mit einem Schallplattenproduzenten vorgesehen. Vielleicht brachte das den Durchbruch…

Halb wachend, halb träumend war es ihm, als würden seine Gedanken wie von betäubendem Gift in den Hintergrund gedrängt und von dem, was ihn beschäftigte, abgelenkt.

Er hatte plötzlich das Gefühl, nicht mehr allein im Schlafzimmer zu sein…

*

Eisiger Schreck durchfuhr ihn. Er war kein furchtsamer Mensch, glaubte nicht an Geister und all diesen Unsinn – doch in diesem

Moment wurden alle seine Prinzipien und sein Glaube über den Haufen geworfen.

Er hörte eine Stimme, noch ehe er die Gestalt richtig wahrnahm.

»Ich brauche deine Hilfe. Ich bin in Gefahr…«

Die Stimme war direkt in seinem Kopf. Er vernahm sie nicht von außen her. Ein Telepath sprach zu ihm!

Bowles wußte nicht, was er von dieser Situation halten sollte.

Wachte oder träumte er?

Er begann daran zu zweifeln, wach in seinem Bett zu liegen und war eher überzeugt davon, daß er träumte, nicht schlafen zu können.

Denn das, was sich nun tat, war zu phantastisch, um in die Wirklichkeit zu passen.

Aus dem Dunkeln löste sich eine schemenhafte Gestalt. Sie war von einer eigenartig glühenden, hellgrünen Aura umgeben.

Die Gestalt war eingehüllt in einen weiten, goldfarben schimmernden Mantel. Sie trug eine Maske, die das Gesicht bedeckte und aussah wie eine goldfarbene Haut.

Die Augenschlitze waren schmal. Vincent Bowles sah das feuchte Schimmern der Augäpfel.

»Helfen?« hörte der Sänger sich unwillkürlich und mechanisch antworten. »Wie kann ich dir helfen? Wer bist du und wo kommst du her?«

»Ich bin Chomool, der König der Drachentöter – und komme aus Vaii-peen, der Stadt des ewigen Glücks…«

Na, dachte Vincent Bowles und rieb sich die Augen, das kann ja heiter werden. Mit derart verrückten Begriffen hatte ich noch nie zu tun…, seltsam, welche Wege Träume manchmal einschlagen. Das menschliche Hirn ist doch ein eigenartiges Organ.

»Und was kann ich für dich tun?« Während er dies fragte, richtete er sich auf. Leise ächzte das Bett bei dieser Bewegung.

Bowles kniff die Augen zusammen. Irgendwie fiel es ihm schwer, den nächtlichen Besucher richtig wahrzunehmen. Die Gestalt war verschwommen trotz der Aura, die sie umgab.

Wieder meldete sich die fremde Stimme in seinem Hirn. »Du trägst das Okmel…«

»Okmel?«

»An deinem Hals, an der Kette…«

»Ah, das Amulett«, nickte Bowles. »Okmel, na schön, und was hat das mit dir und Chomool zu tun?«

»Es enthält mein Schicksal. Das Okmel wurde mir entwendet – solange es sich nicht in meinem Besitz befindet, bleibe ich ein Gefangener der finsteren Macht…«

Was meinte er jetzt damit wieder, drängte sich Vincent Bowles unwillkürlich die Frage auf. Er fuhr zusammen, als die Antwort sofort

erfolgte, ohne daß er die Frage laut ausgesprochen hätte. Er hatte einen Moment vergessen, daß er es mit einem Telepathen zu tun hatte. Jeder Gedanke, der ihm durch den Kopf ging, wurde von seinem Gegenüber empfangen, als wäre er laut ausgesprochen worden.

Er mußte sich erst an diese ungewöhnliche Art der Kommunikation gewöhnen.

»Du kannst nicht alles verstehen, selbst wenn ich es dir erklären würde«, erhielt er zur Antwort. »Das Okmel – oder Amulett, wie du es bezeichnest – enthält die Botschaft der Götter an den König der Drachentöter. Das Geheimnis wurde auf unrechtmäßige Weise entwendet. So kann es nicht wirksam werden. Es befindet sich in einer anderen Welt. Dort gehört es nicht hin. Du bist nun der Besitzer…«

»Ich habe es nicht gestohlen. Und auch von John kann ich es mir nicht vorstellen, daß er es auf unrechtmäßige Weise erworben hat.«

»Das glaube ich dir. Aber dies allein – hilft mir nicht weiter. Derjenige, der das Okmel des Schicksals an sich genommen hat, muß gefunden werden. Nur dann kann ich frei sein…«

»Ich verstehe dich nicht«, schüttelte Bowles den Kopf. Das von der anderen Seite geführte lautlose Gespräch blieb ihm nach wie vor ein Rätsel. Es ergab für ihn keinen Sinn. Ein solches Durcheinander, derart bizarre Gespräche konnten auch nur im Traum vorkommen…

»Noch eine kurze Zeit kann ich hier sein. Die will ich nutzen«, tönten die Gedanken des Besuchers in ihm. »Komm mit…, wir müssen uns beeilen. Noch ist es Tag – und die Stadt ruht…«

Zwischen Bowles Augen entstand eine steile Unmutsfalte.

»Wohl verkehrte Welt, wie?« fragte er mit dem Anflug plötzlicher Ironie. »Bei uns ist tagsüber ’ne Menge los…«

»Die Nacht ist das Metier derer, die begonnen haben, Vaii-peen ihren Stempel aufzudrücken. Das Volk merkt nichts. Es schläft den süßen Schlaf, und die Tödlichen ergreifen Besitz von Leib und Seele, ohne daß es den Betroffenen bewußt wird. Ihr Leben geht scheinbar in den alten, geordneten Bahnen weiter… ich habe nicht mehr viel Zeit«, folgten die Gedanken Chomools plötzlich hektischer. »Ich will dir Vaii-peen zeigen, mach’ dir einen persönlichen Eindruck davon. Komm, komm mit – ehe der günstige Zeitpunkt dafür verstrichen ist.«

Bowles machte sich über das eigenartige Anerbieten seltsamerweise keine großen Gedanken.

Er erhob sich aus dem Bett, ging dem fremden Besucher furchtlos entgegen und wollte ihn sich endlich auch aus der Nähe ansehen.

Da begann die grünlich schimmernde Aura des Körpers sich aufzublähen. Das ging so schnell, daß Bowles keine Gelegenheit mehr fand, einen raschen Schritt nach hinten auszuweichen.

Der Schein hüllte ihn ein.

Im nächsten Moment fühlte er sich wie von einer unsichtbaren

Hand gepackt und nach vorn gerissen.

Ein Sturz in eine endlos scheinende Tiefe. Instinktiv griff Bowles um sich und suchte nach einem Halt, den er jedoch nicht fand.

Dann war die Bewegung auch schon zu Ende.

Vincent Bowles hätte nicht zu sagen vermocht, wie lange sie gedauert hatte. Minuten, Stunden oder Tage? Jeglicher Zeitbegriff war ihm verlorengegangen.

Und wieder drängte sich ihm das Szenarium eines Traumes auf. Nur im Traum waren Raum und Zeit aufgelöst, nahm man die neuen Bedingungen einfach hin, unter die man gestellt wurde.

Und ebenso erging es ihm.

Seine Umgebung veränderte sich.

Aus fahlen Nebeln schälte sich eine fremdartige Landschaft. Bowles hatte das Gefühl, auf einem anderen Stern angekommen zu sein.

Der Himmel war dunkelviolett bis grau. Die Wolkenränder glühten in einem wilden, orangefarbenen Licht.

Hohe, farnartige Bäume ragten spitz in den Himmel. Die enganliegenden Zweige trugen winzige Blätter, die wie kleine Miniaturtennisbälle aussahen. Die Landschaft war flach, nur in der Ferne zeigte sich die Silhouette sanftgeschwungener, weicher Bergkämme, die den Horizont begrenzten.

Dahinter flackerte es unregelmäßig rot auf, als ob jemand ein riesiges Feuer entfachte. Der Himmel glühte dann gespenstisch, und es sah aus, als würde es in der Ferne Feuer regnen.

Widerschein aus Vulkankratern? Unwillkürlich mußte Bowles an eine solche Möglichkeit denken.

Vor ihnen lag eine Allee. Kerzengerade führte sie in die Stadt.

Die Eindrücke, die auf Vincent Bowles einstürmten, waren so vielgestaltig, daß er sie unmöglich alle auf einmal verdauen konnte.

Die Stadt war gewaltig und fremdartig.

Sie bestand aus großen und kleinen Türmen, dazwischengestreut lagen riesige, hochgemauerte Schächte, die sich nach oben verjüngten.

»Das sind die Arenen der Drachentöter«, erhielt er augenblicklich Antwort auf seine stumme Frage. »Die größte steht genau im Zentrum von Vaii-peen. Dort darf nur der Kampf des Königs der Drachentöter mit dem König der Drachen stattfinden…«

Auf dem Weg in die Stadt, die leer und verlassen vor ihnen lag, erklärte Chomool, welche Bewandtnis es mit den Drachen auf der Welt hatte, in der sie sich befanden.

Vor undenklichen Zeiten gab es zwei Spezies, die auf dieser Welt lebten. Beide strebten nach Vorherrschaft. Es waren die humanoiden Bewohner und die Drachen, die wie die Humanoiden eine Intelligenz entwickelt hatten. Zwischen beiden Rassen herrschte von Anbeginn der Zeiten ein permanenter Kriegszustand.

»Die Drachen leben hinter den Feuerbergen«, erklärte Chomool auf gedanklichem Weg. »Dort ist ihr Reich – hier beginnt das unsrige. In blutigen Schlachten haben sich beide Rassen jahrtausendelang zerfleischt, dezimiert. Bis es zum Kampf der Drachentöter und Drachenkönige kam. Es wurde das Okmel von Lavonn befragt. Es bestimmte, daß die Kriege ein Ende haben müßten, daß aber jede Rasse das Recht besitze, nach der alleinigen Vorherrschaft auf dieser Welt zu streben. Schließlich waren beide mit Kraft und Intelligenz ausgestattet, waren beide zur gleichen Zeit in der Vielfalt des Lebens in Erscheinung getreten. Der Klügere würde sich durchsetzen, wenn es schon nicht möglich war, daß beide Rassen einvernehmlich miteinander leben könnten – so das Okmel von Lavonn. Seither findet in bestimmtem Jahresrhythmus der Kampf in der Zentralarena statt.«

In Bowles Bewußtsein entstand der Zeitbegriff von fünf bis sieben Jahren. Dies war die Zeitspanne, in der sich früher die beiden so unterschiedlich aussehenden, aber keineswegs in ihrem Fühlen und Denken sich unterscheidenden Rassen regelmäßig bekriegt' hatten.

Der Kampf war unentschieden. Und so war die Welt in zwei Hälften geteilt.

Die Welt – sie hieß Xanoeen – war die der Menschen und Drachen.

Soviel verstand Bowles schon.

Ihm war auch klar geworden, daß der immer noch bestehende Haß und die Feindschaft zwischen den beiden Rassen ein Ventil fand in den Gladiatorenkämpfen, die anstelle des Krieges eingeführt worden waren. Wer unterlag, der verlor einen seiner Könige. Und der Sieger gewann ein Stück Land und Macht.

Als sie an den ersten Türmen vorbeikamen, versuchte Vincent Bowles zu erkennen, was sich wohl hinter den geschlossenen Fenstern verbarg.

Er konnte es nicht feststellen, denn die Fensterflächen spiegelten opalfarben. Offensichtlich konnte man nur von innen nach außen sehen.

»Warum zeigt sich niemand? Wo sind die Bewohner dieser Stadt, Chomool?«

»Ich sagte es dir bereits. Sie sind gefangen in den süßen Träumen. Erst in der Nacht erwachen sie, und dann tun sie das, was die Eindringlinge in den Tempeln von ihnen verlangen und erwarten. Sie beten die Götzen und die Schergen der Finsternis an. Die Gefahren, die daraus erwachsen, werden ihnen nicht klar. Das Volk wird geschwächt – die Drachen können erstarken und uns im nächsten entscheidenden Kampf schlagen. Damit wird die Chance verspielt, Xanoeen jemals ganz in unseren Besitz zu bringen…«

Bowles wollte darauf etwas sagen. Er fand es nicht in Ordnung, daß Chomool Machtanspruch erhob, den er der Drachenrasse, die

lediglich kein humanoides Aussehen hatte, absprach. Die Drachen konnten ebenso denken wie er. Für sie waren die Humanoiden Feinde, die die ganze Welt namens Xanoeen beherrschen wollten…

Doch er verzichtete darauf, sich an diesem Ort und zu diesem Zeitpunkt auf eine Diskussion einzulassen.

In stillem Staunen ließ er die Fremdartigkeit, die Atmosphäre und außergewöhnliche, fast bedrückende Stille auf sich wirken.

Er wurde den Eindruck nicht los, daß der Tod hier Einzug gehalten hatte, daß niemand mehr in den Häusern lebte.

Die Straßen waren dick mit Staub bedeckt, und mit jedem Schritt, den er ging, wirbelte er den mehlfeinen Belag auf, der seine Augen tränen ließ und ihn zum Husten reizte.

Die Straßen und Plätze waren schachbrettartig angelegt. Das Zentrum bildete die riesige Arena, in der nur die auserwählten Könige als Drachentöter auftreten durften.

Auf dem Weg dorthin begegnete ihnen niemand.

Was Bowles noch auffiel, war die Tatsache, daß es überhaupt keine Lebewesen gab. Kein Tier kreuzte seinen Weg, kein Vogel in den Bäumen, kein Insekt in der Luft. Die Atmosphäre war einerseits schmutzig durch den Staub, auf der anderen Seite unnatürlich steril.

Es war doch anzunehmen, daß im dichten Blätterwerk der Bäume die Vögel hockten oder andere Tiere, die bei ihrer Annäherung scheu wurden und sich bemerkbar machten.

Er wollte auf diesen Umstand aufmerksam machen, doch etwas anderes nahm seine Aufmerksamkeit gefangen.

Sie standen vor einem der großen Tore, die riesig, mit schimmernden Metallbeschlägen versehen waren und ihnen besondere Wuchtigkeit verliehen.

Bowles sah an dem Tor empor. Es hatte eine Höhe von mindestens fünfzehn Metern.

Chomool öffnete es lautlos. Es ließ sich mit erstaunlicher Leichtigkeit zur Seite drücken.

Vor Vincent Bowles breitete sich das riesige Oval einer Arena aus, die mindestens sieben Ränge hatte. Das Oval war schummrig und verjüngte sich nach oben hin, so daß der farbige Himmel nur noch als winziger Ausschnitt zu erkennen war.

Die Ränge bestanden aus dunklem Stein, und von Fall zu Fall führten hohe, schmale Durchlässe nach draußen.

Die Arena war mit grünfarbigem Sand bedeckt.

Bowles ließ seinen Blick in die Runde schweifen.

Die ganze Anlage strahlte etwas Beunruhigendes, Bedrohliches aus. Er spürte beinahe körperlich die Gefahr, und plötzlich drängte es ihn danach, zurückzukehren in seine Welt, nicht mehr länger auf Xanoeen zu sein, der Welt einer anderen Dimension, auf der Bedingungen

herrschten, die ihm fremd waren und mit denen er nichts zu tun hatte.

Oder – doch?

Durch das Amulett!

Instinktiv tastete er danach.

»Chomool«, sagte er, brach jedoch sofort wieder ab, und der Atem stockte ihm.

Sein geheimnisvoller Begleiter, der ihn hierher gebracht hatte, war wie vom Erdboden verschluckt!

*

Hell stand die Sonne am wolkenlosen Himmel.

Eine sanfte Brise vom offenen, tintenblauen Meer her spielte in den Wipfeln der hochgewachsenen Palmen. Am Strand von Marlos, der unsichtbaren Insel zwischen Hawaii und den Galapagos.

Nur eine Handvoll Menschen lebte dort, Menschen, die der Zivilisation den Rücken gedreht hatten, die Macht und Intrige dämonischer Schergen kennenlernten und deren Treiben einen Riegel vorschoben. Hier auf Marlos gab es kein Tor, keine Tür, durch das die Mächte der Finsternis hereinkommen konnten.

Ständig lebten auf der Insel sechs Personen: Carminia Brado, die schöne Brasilianerin, Danielle de Barteaulieé, die junge Französin, deren Vater als Comte de Noir der Dämonengöttin Rha-Ta-N'my für seine Tochter ewige Jugend abgetrotzt hatte, Pepe, Hellmarks Adoptivsohn, Jim, der Guuf, Rani Mahay, der Koloß von Bhutan und Björn Hellmark, der Herr von Marlos. Ihm war die Insel als Erbe hinterlassen worden.

Marlos war sein Refugium, ein Bollwerk gegen die Mächte des Bösen, die wie giftiger Odem durch die Ritzen der Welt drangen.

Menschen wurden in die Irre geführt oder ihre Schwäche ausgenutzt, so daß sie sich freiwillig mit Dämonen und Finsterlingen einließen. Dämonen trieben, als Menschen getarnt, ihr Unwesen und trafen Entscheidungen zu deren Nachteil.

Manch einer ahnte etwas von diesem Treiben, erkannte dies und jenes – und wagte dann doch nicht darüber zu sprechen. Aus Angst, belächelt zu werden. Ihm fehlte der gleichgesinnte Partner. Hier auf Marlos fand er ihn. Hier hatte man Verständnis für seine Probleme, denn keiner kannte sie besser als Björn Hellmark und seine Freunde, die in hartem Clinch mit den Todfeinden der Menschen standen, und deren erklärtes Ziel es war, die Macht der Finsternis auszuhöhlen.

So hatte sich um die Kerngruppe der Marlos-Bewohner mit der Zeit eine kleine Mannschaft gebildet.

Das waren in erster Linie Arson, der Mann mit der Silberhaut, der seit längerer Zeit auf Marlos weilte. Seine Anwesenheit hatte eine

besondere Bedeutung. Arson, der aus der Zukunft kam, wußte zu berichten, daß in seiner Zeit noch immer dämonische Umtriebe zu beobachten waren. Ungeklärt war die Frage, ob in der Zeit Björn Hellmarks diesem bei der Bekämpfung der Finsterlinge ein grundlegender Fehler unterlaufen war oder ob Rha-Ta-N'my - oder eine noch größere Macht – neu erstarkt war und die eigenartigen Vorkommnisse in der Zeit Arsons auf eine bis dahin neue und unbekannte Ursache zurückzuführen waren.

Arson war schon fast Dauergast.

Genau das Gegenteil war der Fall bei Camilla Davies und Alan Kennan. Sie und die Freundinnen Anka Sörgensen-Belman und Tina Morena, die Schauspielerin, gaben nur noch Gastrollen auf der unsichtbaren Insel.

Von Zeit zu Zeit trafen sie dort ein, besprachen letzte Neuigkeiten mit den Freunden und kehrten dann in ihren Alltag zurück. Sie hatten sich der Aufgabe verschrieben, Hellmarks Truppe mit weiteren außergewöhnlichen Personen zu verstärken. Das Geschwisterpaar Koster hatte sich entschlossen, nach Marlos zu kommen, zeitweise aber ebenfalls wieder in die Welt zurückzukehren, aus der sie kamen. Beide Kosters waren mit übersinnlichen Fähigkeiten gesegnet. Diese Anlagen waren wie besonders empfindliche Antennen, mit denen man außergewöhnliche Signale auffing. Nicht umsonst haßten die Wesen aus dem Reich der Finsternis solche Menschen besonders.

Sie fürchteten die Paranormalen, weil sie Kenntnis geben konnten von Vorgängen, die Menschen mit normalen Sinnen nicht bemerkten.

Am weißen Strand von Marlos tollten zwei Gestalten herum. Die eine war ein schwarzhaariger Junge mit der mittelbraunen Haut südamerikanischer Indios. Das war Pepe. Er stammte aus den Urwäldern Yucatáns. Hellmark hatte ihn dort gerettet. Wegen seiner parapsychologischen Veranlagung war der Junge dort als Ausgestoßener seines Stammes behandelt worden. Unter den Fittichen Mahays, Hellmarks und vor allem Carminia Brados war Pepe zu einem guterzogenen, klugen Jungen herangewachsen, der ständig bemüht war, seine Kenntnisse zu erweitern und vor allem seine Fähigkeiten kontrolliert einzusetzen.

Die andere Gestalt war Jim. Sein Aussehen erinnerte an das eines leibhaftigen Dämons. Er hatte einen kugelrunden, kahlen Schädel, auf dem ein hornartiger Kamm bis zum Nacken hinunter wuchs. Im Gesicht gab es zwei kugelrunde Augen, sie waren schwarz wie die Nacht. An ihrer Stelle waren nur winzige Löcher angedeutet.

Wer Jim sah, bekam Furcht. Wer ihn aber kannte, der mochte ihn. Jim hatte das Aussehen seines Vaters geerbt, aber die ganze Wesensart seiner Mutter. Er war ein Mischwesen zwischen Mensch und Kugelkopf, die ihr Dasein dem Dienst an den hochrangigen Dämonen

verschrieben hatten.

Hier auf der Insel, auf der nur die Eingeweihten lebten, konnte Jim sich so frei bewegen, wie es ihm gefiel. Nirgendwo sonst auf der Welt wurde er so akzeptiert. Er war ständigen Anfeindungen ausgesetzt, worunter er litt.

Pepe und Jim waren bereits außer Atem. Sie versuchten etwas zu fangen, das raketenschnell durch die Luft sauste und immer wieder ihren Zugriffen entwich.

Es schien ein kleiner Ball zu sein. Aber es war kein Ball. Erstens war das, was durch die Luft flog, nicht rund, und zweitens flog es aus eigenem Antrieb, was kein Ball vermochte.

»Ihr kriegt mich niemals!« rief eine helle, freche Stimme. »Das kann ich euch prophezeien! Wenn ich nicht will, dann will ich nicht…«

Die Stimme kam aus dem kleinen dunklen Ding, das hin und her fegte und immer gerade dort auftauchte, wo garantiert keine Hand nach ihm greifen konnte.

Pepe ließ sich außer Atem auf den Boden sinken. »Es hat keinen Sinn«, sagte er stockend. »Ich geb's auf… Der Bursche ist knallhart. Er macht einen… total fertig…«

Auch Jim taumelte durch den Sand und griff noch mal mit beiden Händen nach vorn.

»Was grabschst du denn in der Luft herum?« maulte Pepe. »Es bringt doch nichts, du verbrauchst nur unnötig deine Kräfte…«

»Und ihr – raubt mir unnötig den letzten Nerv!« beschwerte sich eine markante, bedrohlich klingende Stimme aus der Höhe.

Pepe und Jim blickten gleichzeitig nach oben.

In den Blättern der Palme über ihnen stand etwas, aufrecht wie ein Mensch auf zwei Beinen. Hatte auch zwei Beine. Und zwei Arme. Darüber hinaus verfügte er über ein Flügelpaar, das ihm mitten zwischen den Schultern wuchs. Die Flügel waren prachtvoll wie die eines Schmetterlings, zart, bunt und durchsichtig wie Glas. Das paßte schon weniger zum menschlichen Teil des Aussehens jenes Geschöpfes. Auch sein Gesicht war nicht mehr als menschlich zu bezeichnen. Der Ausdruck paßte sowohl zu einem Vogel als auch zu einer Schildkröte. Wobei der Schildkrötenausdruck durch die dicken, hervorquellenden Augen überwog. Das Wesen, das lässig gegen ein Palmblatt gelehnt stand, war nicht größer als ein ausgewachsener Rabe.

Das war Whiss. Ein Kobold aus dem Mikrokosmos. Rani Mahay hatte den kleinen Kerl gerettet, und der war aus Anhänglichkeit bei ihm geblieben.

Im Lauf seiner Entwicklung waren bei Whiss einige beachtenswerte Fähigkeiten zum Vorschein gekommen.

Whiss verfügte über ein Spektrum parapsychologischer Veranlagungen, die in dieser geballten Vielseitigkeit ihresgleichen suchten.

Auf dem Schädel saßen elf dunkle, winzige Noppen. Sie ließen sich von ihm nach Bedarf einzeln oder auch alle gleichzeitig ausfahren wie Teleskopantennen.

Damit brachte er die enorme Mentalenergie auf den Weg, beeinflußte organische und anorganische Stoffe. Wie intensiv die Kräfte in ihm wirklich waren, ließ sich bisher nur ahnen und war nach wie vor eine rätselhafte Größe.

»Ich brauche meine Ruhe und meinen Schlaf«, krähte Whiss, diesmal mit der Stimme Rani Mahays. Whiss war ein Stimmenwunder. Wie ein Tonband nahm er alles auf und konnte es genauso wiedergeben.

»Das alles hast du gehabt«, rief Pepe nach oben. »Seit zwei Tagen pennst du wie ein Murmeltier. Jetzt bist du halt mal wach geworden… ist doch ganz natürlich so.«

Whiss verzog das Gesicht und fletschte die Zähne. »Ich brauche mindestens drei, vier oder auch fünf Tage Schlaf, um mich nach den Strapazen zu regenerieren. Da zwei Tage zu wenig sind, werde ich jetzt vorbauen. Die Insel ist groß genug, es gibt andere Plätze am Strand…«

»Aber der hier gefällt uns besonders gut«, machte nun auch Jim sich bemerkbar.

Whiss' Noppen begannen bedrohlich zu zittern. Er war erregt. »Bringt mich nicht zur Weißglut! Ihr verschwindet jetzt von hier, oder…«

»Oder?« fragte Pepe interessiert. Dann wechselte er mit Jim einen raschen Blick und zwinkerte dem Freund zu.

»Es setzt ein Donnerwetter.« Das war Carminias Stimme. Sie kam aus Whiss Mund. Ein Zeichen dafür, daß er sich wirklich in Rage befand.

»Na, das wollen wir erst mal erleben.« Pepe erhob sich. »Wir machen weiter.

Ich hab' mich lange genug ausgeruht. Das Herumliegen im Sand ist langweilig. Mit dem ollen Blobb-blobb haben wir noch ein Hühnchen zu rupfen. Es muß doch eine Möglichkeit geben, das flinke Biest einzufangen…«

Weiter kam er nicht.

Whiss wollte das Spiel nicht mehr mitmachen. Er sehnte sich ernsthaft nach Ruhe.

Zwei seiner elf Fühler glitten blitzschnell aus seinem Schädel.

Die Wirkung seiner Mentalkräfte folgte auf dem Fuß.

Das ufernahe Wasser unweit von Pepe und Jim spritzte in die

Höhe. Es entstand ein regelrechter Wasserschleier, der den beiden Jungen entgegentrieb.

Pepe und Jim klatschten vor Begeisterung in die Hände.

»Prima, Whiss!« rief Pepe fröhlich und sprang unter dem unerwarteten Regen wie unter einer erfrischenden Dusche herum. Sein nackter brauner Oberkörper, Gesicht und Haare waren im Nu naß.

Jim, der Guuf, hatte nicht minder Freude an dem unerwarteten Spritzvergnügen.

Zwischen ihnen sauste ständig noch etwas hin und her, jenes kleine Ding, das nicht zur Ruhe kam und das aus selbständigem Antrieb handeln mußte.

Whiss, der von erhabener Warte alles beobachtete, wurde noch zerknirschter, als er sah, daß er genau das Gegenteil bewirkte von dem, was eigentlich in seiner Absicht gelegen hatte.

»Na wartet!« rief er aus der Höhe mit Stentorstimme. »Euch wird der Spaß noch vergehen…«

Eine Noppe glitt in seinen Schädel zurück, eine, die weiter hinten lag, schoß steil empor.

Im nächsten Moment war der Teufel los.

Aus den Wassertropfen wurden eisige Hagelkörner.

Pepe stand einen Moment wie erstarrt, als er merkte, daß Whiss die Materie verwandelt hatte.

Die beiden Jungen begannen zu laufen – die Hagelkörner folgten ihnen und prasselten auf sie hernieder. Und nicht nur auf sie, sondern auch auf das flinke Etwas, das die ganze Zeit wie von Sinnen hin und her gesaust war.

Es stand plötzlich, wie von unsichtbarer Hand festgehalten, mitten in der Luft still und schien erst jetzt zu begreifen, was eigentlich geschah und gab einen lauten Piepton von sich, als der kleine runde Kopf von einem nur wenig kleineren Hagelkorn getroffen wurde.

Das Geschöpf – ein genaues Ebenbild von Whiss, nur um ein Vielfaches kleiner, höchstens drei Zentimeter hoch – schüttelte mehrere Male den Kopf und verdrehte die Augen.

»Blobb-blobb!« hörte er da seinen Namen.

Jim rief. Er, der schon einige Male vorausgeeilt war, blieb plötzlich stehen und rannte den Weg zurück. Mitten hinein in den Hagel, um den zu Boden gefallenen Blobb-blobb vorsichtig aufzuheben.

»Aufhören, Whiss!« brüllte Jim nach oben.

»Ich denk' nicht dran!« erscholl die wütende Antwort aus der Höhe. »Ich werde mir hier paradiesische Zustände schaffen.«

»Du wirst alles mit Schneeflocken und Hagelkörnern übersäen! Das ist doch kein Strand mehr, sondern 'ne Eiswüste. Außerdem ist Blobb-blobb schlecht. Der arme Kerl friert.«

»Der arme Kerl kann mit euch in wärmere Gefilde abziehen. Hier

bleibt's solange kalt, wie es mir paßt und ich euch vom Hals haben will.«

Blobb-blobb war Whiss' Nachwuchs. Seit er aus dem Ei geschlüpft war, beobachtete er jede Entwicklungsphase sehr kritisch, griff nur selten mit Rat und Tat ein und ließ im großen und ganzen den Dingen ihren Lauf.

Während der letzten Aufgaben, die Björn Hellmark zu lösen hatte, war Whiss des öfteren von Marlos abwesend. Am meisten und über längere Perioden hinweg hielt sich Jim auf der Insel auf. Das hatte wahrscheinlich dazu geführt, daß Whiss' Nachwuchs freundschaftliche Beziehungen zu dem jungen Guuf entwickelte und sich zu ihm hingezogen fühlte.

Jim rannte gemeinsam mit Blobb-blobb, über den er schützend seine Hand hielt, aus dem Hagelwetter.

»Hoho«, machte Blobb-blobb da und bediente sich in diesem Moment wie sein Ausbrüter der kräftigen Stimme des Inders Rani Mahay. »Ich werd's ihm heimzahlen, unser schönes Spiel zu unterbrechen, das finde ich nicht nett von ihm…«

»Wir können woanders weiterspielen…« Jim merkte, wie etwas gegen die Innenfläche der Hand stieß, die er schützend über Blobb-blobb gestülpt hatte wie eine Schüssel.

Der Guuf nahm die Hand zur Seite. Blobb-blobb hatte beide Hände in die Hüften gestemmt, machte ein verbissenes Gesicht und schob zwei seiner elf Fühler demonstrativ so weit in die Höhe, wie es ging und sagte keinen Ton mehr. Seine ganze Konzentration galt den parapsychologischen Kräften, die er bewirken wollte.

In den Blättern der umstehenden Palmen tat sich was.

Es hörte sich an, als ob dort jemand wütend dazwischen schlagen würde.

Die Geräusche und die Bewegung, die entstanden, erregten Whiss' Aufmerksamkeit. Er hielt verdutzt inne, und so hörte es auf zu hageln. Die letzten dicken Körner fielen auf den weichen weißen Sand, schmolzen unter der intensiven Sonneneinwirkung, und das Wasser versickerte oder lief in kleinen Rinnsalen ins Meer zurück, wo es von den sanft herangleitenden Wellen mitgenommen wurde.

Viele Palmblätter zerrissen. Die Fetzen flogen durch die Luft und Whiss um die Ohren.

Er strahlte über das ganze Gesicht. »Gut, sehr gut«, lobte er. »Ein guter Anfang… ich bin entzückt.«

Er lehnte sich gegen einen Zweig und beobachtete die davonsegelnden Blattfetzen, die sich auf den Sand und das Wasser herabsenkten und auf den Wellen tanzten.

Blobb-blobb zerfetzte etwa ein Drittel der Blätter der Nachbarpalme und gab dann auf.

»Und jetzt geht's weiter«, krähte er. Ehe Jim ihn festhalten konnte, schnellte er wie ein Pfeil in die Luft, drehte sich auf den Rücken und winkte mit beiden Händen seinen Freunden zu. »Auf, auf, nur keine Müdigkeit vortäuschen! Ihr hattet versprochen, mich zu fangen… ich warte immer noch darauf. Aber nur Fangen allein ist langweilig, stimmt's?«

»Hmhm«, machten beide wie aus einem Mund.

»Also – dann spielen wir ab sofort Verstecken. Ihr müßt mich suchen…«

Ehe einer darauf antworten konnte, jagte er davon, Richtung Geisterhöhle, und Pepe und Jim trabten hinterher wie zwei müde Gäule…

*

Er saß in der Geisterhöhle.

Auf dem obersten der steinernen Throne war sein Platz. Alle anderen Plätze waren besetzt. Skelette, gekleidet in kostbare, farbenfrohe Gewänder, von goldenen Schulterspangen gehalten, saßen darauf.

Der Mann auf der Spitze der Pyramidentreppe war kein Skelett. Er war ein Mensch aus Fleisch und Blut. Björn Hellmark, der Herr der rätselhaften Insel Marlos, zog sich hier in sein eigenartiges Refugium zurück, in dem jene zurückgeblieben waren, die vor Jahrtausenden lebten und ihm als Erben eine Nachricht hinterlassen hatten.

Die Höhle hatte für ihn und Marlos eine besondere Bedeutung.

Hier bewahrte er seine Trophäen auf, die er im Kampf gegen die Dämonen und Schergen der Finsternis errungen hatte. Trophäen, die einzigartig waren auf der Welt.

Dazu gehörte in erster Linie das ›Schwert des Toten Gottes‹, das in ferner Vergangenheit für einen jungen, tapferen Krieger namens Kaphoon geschmiedet worden war. Dieser Kaphoon – war er selbst gewesen, in seinem ersten Leben, über das er noch nicht allzu viel wußte.

Wenn er das Schwert nicht bei sich trug, bewahrte er es in einem Behälter auf, der mit rotem Samt gefüttert war.

Außerdem lagen unmittelbar neben dem Thron in einer kleinen Truhe die restlichen Manjaaugen, die er noch besaß. Die versteinerten Augen eines einstmals auf Xantilon lebenden Vogels waren groß wie eine Männerfaust und sahen aus wie ungeschliffene Rubine.

Er bewahrte darin ebenfalls auf die Dämonenmaske, das Fläschchen mit den »Trank der Siaris«, jenen rätselhaften magischen Stab, den er damals im Zusammenhang mit der Zitadelle der Grausamen errang, den Schlüssel zum Reich Komestos II und Velenas

Armreif. Mit ihm konnte der Träger sich im Bedarfsfall unsichtbar machen.

Doch auch dies war noch nicht alles. Er besaß das ›Buch der Gesetze‹, in dem von den Priestern und Philosophen des hochentwickelten Reiches Xantilon seinerzeit wichtige Erkenntnisse für die damalige Gegenwart und die Zukunft der Insel niedergeschrieben wurden. Das ›Buch der Gesetze‹ regelte Hellmarks Verhältnis zu den Menschen der Vergangenheit und Gegenwart und enthielt wichtige Informationen, die ihm bei seinen Abenteuern mit den Mächten der Finsternis dienlich sein sollten.

Seine neueste Trophäe aber war ein blauer, kugelrunder Totenschädel mit dem breiten, grinsenden Maul. Es handelte sich um den Schädel eines Guuf, den er in einem präparierten Totempfahl einer afrikanischen Eingeborenenrasse entdeckt hatte. Durch einen Hinweis Ak Nafuurs hatte er ihn gefunden. Welche Bedeutung er jedoch noch für ihn haben sollte, wußte er bis zur Stunde selbst noch nicht .

Der blaue Guuf-Schädel ging auf einen Magier zurück. Es sollte sich um den ehemaligen Kopf eines solchen handeln.

Jetzt stand der Kopf in einer kleinen Felsennische. Darunter befand sich eine zweite, in dem Björn die versiegelten Umschläge aufbewahrte, die Ak Nafuur ihm hinterlassen hatte.

Insgesamt waren es dreizehn gewesen. Jetzt lagen noch insgesamt vier ungeöffnet in dem Felsregal. Acht geöffnete Briefumschläge mit zerbrochenem Siegel lagen in einer Nische darunter. Einer lag neben Björn auf dem Sockel des Thrones. Den engbeschriebenen Bogen hielt der blonde Mann mit dem sonnengebräunten Gesicht in Händen. Es handelte sich um die neunte Botschaft.

Hellmark las sie bereits zum zweiten Mal, um sich mit allen Einzelheiten vertraut zu machen, die mitzuteilen Ak Nafuur in der Lage gewesen war. Die neunte Botschaft war ein weiterer Mosaikstein auf dem Weg in das Schreckensreich der Dämonengöttin Rha-Ta-N'my.

Ak Nafuur sprach vom Leben und vom Geheimnis des Königs der Drachentöter.

»… sein Reich liegt nicht in dieser Welt, nicht in dieser Dimension, Björn«, stand da in Nafuurs markanter Schrift. »Doch dies bedeutet für dich kein Problem, denn du besitzt den Geist-Spiegel des Hestus. Damit steht dir das Tor offen. Mit dem Spiegel des Hestus kannst du praktisch jeden Punkt erreichen, der irgendwann in der fernsten der fernen Vergangenheit schon mal von Dämonen aufgesucht wurde und von großer strategischer Bedeutung für sie war. Entweder sie haben dort Opfer entgegengenommen oder selbst Opfer gebracht. Du wirst dich wundern, zu erfahren, daß es möglich ist, mit dem Geist-Spiegel

Hestus’ in eine andere Dimension einzudringen, denn alles Wissen, das dir darüber bekannt ist, sagt aus, daß alle Punkte auf dieser Erde, diesem Planeten liegen müssen. Das stimmt – bis auf diese einzige Ausnahme. Als König Hestus und seine Eingeweihten ihre mentale Kraft zu Materie werden ließen, um den ›Geist-Spiegel‹ als Hilfsmittel im Kampf gegen die Dämonen der Nachwelt zurückzulassen, war es ihm noch möglich, andere Fixpunkte dämonischer Aktivitäten auszukundschaften. Doch Hestus’ Zeit war abgelaufen, sein Tod vorprogrammiert. Er konnte nur noch diesen einen Punkt in einer anderen Dimension in den Spiegel eingeben. Dann war das Werk vollbracht. Und dieser eine Punkt – wird nun zu einer wichtigen Ausgangspostition für dich. Am Ende dieser Botschaft findest du die Zeichnung eines Symbols, das du dir einprägen mußt, und an das du intensiv denken mußt, wenn du in den Spiegel springst.

Nun einiges über den König der Drachentöter.

Er wird auf der Welt Xanoeen verehrt wie ein Gott, denn seiner Kraft und seinem Können ist es zu verdanken, wenn die Macht der Drachen in Grenzen bleibt. Die Drachen sind die zweite große intelligente Rasse, die auf Xanoeen lebt.

Jeder König wird vom Okmel in Lavonn – das ist ein heiliger Ort, an dem die Geister aller früheren Drachentöter vereint sind – über die wichtigsten Geheimnisse informiert. Die darf er an keinen weitergeben, es sei denn, er würde besiegt.

Und darin liegt deine Chance, Björn!

Die zehnte Botschaft an dich, die ich vorbereitet habe, und die du jetzt noch nicht kennen darfst, ist besonders brisant. Das kann und muß ich dir jetzt schon verraten. Mehr jedoch nicht! Denn erst mußt du die neunte Aufgabe meistern. Und die sieht folgendermaßen aus: Du mußt als Einzelgänger den derzeitigen König der Drachentöter zum Kampf herausfordern. Diesen Kampf, der mit dem Schwert geführt wird, mußt du gewinnen. Aber es darf nicht dein Ziel sein, deinen Gegner zu töten. Du mußt ihn unterwerfen, mußt die Chance herauskämpfen, daß du ihn praktisch töten könntest… Und dann mußt du ihm das Leben schenken! Aus Dankbarkeit – da du nicht der Drachenrasse angehörst, sondern von menschlicher Gestalt bist – wird er dir die großen Geheimnisse seiner Welt mitteilen. Diese Geheimnisse enthalten auch jenen Hinweis, der meine zehnte Botschaft an dich ergänzt.

Nur der König der Drachentöter weiß auch Bescheid über die dämonischen Aktivitäten in seiner Welt. Ranghohe Dämonen haben mehr als einmal den Versuch unternommen, Besitz zu ergreifen von den beiden Rassen Xanoeens, ihre Herrschaft dort zu errichten. Immer wieder haben Dämonenführer und Schergen versucht, ihr Süppchen zu kochen. Dies ist auch der Grund dafür, weshalb es einen Fixpunkt in

Xanoeen gibt, der über den Geist-Spiegel des Hestus erreichbar ist.

In der Vergangenheit konnten dämonische Angriffe stets erfolgreich abgewehrt werden. Ob es noch immer so ist, entzieht sich meiner Kenntnis. Doch zunächst kannst du davon ausgehen, nicht auf Dämonenmächtige in Xanoeen zu treffen. Wichtig für dich ist, die Geheimnisse zu erfahren und dann wieder nach Marlos zurückzukehren…

Doch sei auf der Hut.

Der Weg nach Xanoeen ist nicht so einfach, wie er sich dir zunächst darstellt. Viele Unwägbarkeiten sind zu berücksichtigen. Dazu gehört vor allen Dingen meine Unkenntnis darüber, ob und wieviel Macht aus dem Reich Rha-Ta-N'mys sich dort inzwischen manifestiert hat.

Einer kann es dir genau sagen: Der König der Drachentöter.

Ihn zu treffen und zu besiegen, ist deine Aufgabe. Löse sie erfolgreich! Meine guten Wünsche begleiten dich. Noch einen letzten Hinweis mußt du unbedingt berücksichtigen. Es wäre falsch, im unvermeidlichen Kampf mit dem Drachentöter das › Schwert des Toten Gottes ‹ einzusetzen. Damit wäre es einfach für dich, den Kampf durchzuführen und ohne selbst Aufmerksamkeit walten zu lassen, das Leben des Drachentöters zu schonen. Denn – das ›Schwert des Toten Gottes‹ entscheidet ohne dich, welcher Art der Gegner ist, den du zu besiegen beabsichtigst. Ist er von dämonischem Geschlecht, dann erfolgt dessen Tod. Da der König der Drachentöter nicht weiß, daß du ihn zu schonen beabsichtigst, wird er den Kampf mit aller Härte, aller Kunst und in der Absicht führen, dich zu töten. Um so schwerer wird dir, wenn du bis aufs Blut gereizt wirst und dein eigenes Leben verteidigen mußt, die Entscheidung fallen, ihn am Leben zu lassen. Das ›Schwert des Toten Gottes‹ würde in diesem Fall für dich entscheiden, denn einen Menschen aus Fleisch und Blut – selbst wenn es sich um einen Todfeind handelt – würde es nie töten, nur kampfunfähig machen.

Dies ist die eine Seite der Medaille. Doch wie es wirklich kommt, kann auch ich nicht voraussehen.

Der Ausgang des Kampfes ist völlig ungewiß. Die Bezeichnung ›König der Drachentöter‹ kommt nicht von ungefähr, wie du dir denken kannst. Er ist der beste, stärkste Kämpfer, erfahren in zahllosen Schlachten mit feindlichen Drachen, die aus ihrem Herrschaftsbereich immer wieder eindringen und ohne erklärten Krieg die Zahl derer zu dezimieren trachten, die ihnen auf dem Weg zur Macht im Weg stehen. Was sich schließlich und endlich in der Arena der Drachentöter abspielt, ist der Höhepunkt eines Kampfes, der in der Öffentlichkeit ausgetragen wird. Ich beneide dich nicht, diesen Weg zu gehen. Doch willst du ans Ziel kommen – kann ich dir diese Prüfung

nicht ersparen…«

Auf dem letzten Blatt befand sich eine handgroße Zeichnung.

Sie zeigte ein überdimensionales, achteckiges Amulett, auf dem – von unlesbaren Zeichen und Symbolen umgeben – ein Januskopf prangte…

Ein Januskopf besonderer Art!

Die linke Gesichtshälfte hatte menschliche Züge – die rechte trug das Konterfei eines Drachen…

*

Björn prägte sich das Symbol sehr genau ein. Er konnte sich nicht helfen, aber in frappierender Weise erinnerte es ihn an das Aussehen des Schlangengottes, der in der Gestalt des Schrecklichen aus dem Totenbrunnen seinen Niederschlag gefunden hatte.

Er kam von diesem Gedanken nicht los. Und eins verwunderte ihn. Weshalb hatte ihn Ak Nafuur auf diese auffallende Ähnlichkeit, die auch ihm nicht entgangen sein konnte, nicht aufmerksam gemacht?

Hatte er es vergessen?

Das war zwar ungewöhnlich, aber in Anbetracht der Eile, die der nahende Tod ihm aufgezwungen hatte, verständlich.

Hellmark nahm aus den Augenwinkeln plötzlich eine leichte Bewegung wahr.

Er hob den Kopf.

Unten vor den Stufen, an der gegenüberliegenden glatten Felswand, stand der Spiegel der Kiuna Macgullyghosh. Eine weitere, wichtige Trophäe seines Lebens.

Ein rotes Tuch bedeckte die Spiegelfläche. Und eine Falte dieses Tuches bewegte sich, als würde etwas Kleines versuchen, dort Unterschlupf zu finden.

Björn legte die Bogen beiseite.

»Blobb-blobb?« fragte er sofort, als ahne er, was gespielt wurde.

Er erhob sich und ging die Treppen hinunter.

In der Höhle herrschte ständig ein fluoreszierender Schein, der direkt aus den Felswänden zu kommen schien. Auch Marlos barg seine Geheimnisse. Dieses Licht ohne Quelle widersprach allen physikalischen Gesetzen. Aber Marlos selbst war ein Materie gewordener Widerspruch, der jede Physikalität über den Haufen warf.

Die Falte wurde aufgeklappt. Ein betroffen aussehendes winziges Gesicht zeigte sich, als Hellmark davor stand.

»Blobb-blobb…«, sagte er, und hob mahnend den Zeigefinger. »Hab’ ich dich mal wieder erwischt?«

Er kannte die Schwäche von Whiss’ Nachwuchs für Fangspiele und Verstecken. Darin war er ein wahrer Meister, denn er hatte infolge

seiner Schnelligkeit und Winzigkeit alle Vorteile auf seiner Seite. Und die nutzte er mit aller Raffinesse voll aus.

Der Kleine ließ die Mundwinkel herabklappen.

»Verstecken – schön und gut. Aber ein Ort ist und bleibt tabu…«

»Der Spiegel, ich weiß«, antwortete Blobb-blobb und kam mit süßsaurer Miene hervorgekrochen.

Björn nickte. Er zog das ein wenig zur Seite gerutschte Tuch wieder vollends über die Spiegelfläche. Hier in der Geister-Höhle war Kiuna Macgullyghoshs Spiegel inaktiviert, solange er nicht unter einem bestimmten, durch Sterne und Mondphasen gekennzeichneten Symbol an der Wand stand. Der Spiegel bedeutete so gesehen im Moment keine Gefahr für den kleinen Kerl, der nun auf Hellmarks Hand sprang. Aber Björn wollte von Anfang an jedes Risiko ausschalten. Es konnte mal der Fall sein, daß der Spiegel an einer solch kritischen Stelle stand – und damit zum Tor in eine andere Welt wurde. In einem solchen Fall war das Spiegelglas durchlässig wie ein Nebelschleier, und Blobb-blobb würde in eine andere Welt fallen, ehe er begriff, was da eigentlich geschah.

Wie gefährlich die Anwesenheit auf ›der anderen Seite‹ war, ließ sich im voraus nicht sagen. Manchmal konnte die Erkenntnis über eine Gefahr zu spät kommen. Und dem wollte Hellmark von vornherein einen Riegel vorschieben.

»Es gibt hunderttausend Verstecke und mehr auf der Insel. Der Spiegel ist die einzige Ausnahme. Ich hab’ nicht mal etwas dagegen, wenn du dich in der Geister-Höhle verkriechst. Haben wir uns verstanden?«

Blobb-blobb nickte schuldbewußt. »Aber ich wollte mal eine besonderen Platz«, konnte er auf den Widerspruch nicht verzichten. »Da hätten sie mich bestimmt nicht gesucht… ah, da kommen sie schon…«

Das Klatschen der nackten Fußsohlen der beiden Jungen auf dem glatten Fels vor der Höhle war zu hören.

Dann tauchten Jim und Pepe auf.

»Er muß hier sein!« hörte Hellmark schon die silberhelle Stimme des Mexikanerjungen. »Ich habe ihn hier herein verschwinden sehen…«

Blobb-blobb überließ nichts dem Zufall. In Ermangelung eines anderen Einfalls schnellte er in die Höhe und vergrub sich blitzschnell in Hellmarks dichtem Haar.

Da suchten sie ihn bestimmt nicht.

Björn gab sich eine Zeitlang unwissend und beteiligte sich in der geräumigen Höhle an der Suche.

Dieser Ort, der ganz offensichtlich den Toten gehörte, wie durch die eingekleideten Skelette demonstriert wurde, übte eine starke

Anziehungskraft auf jeden aus, der ihn aufsuchte.

Trotz der makabren Umgebung flößte er denen, die sich darin aufhielten, jedoch keine Furcht ein. Es schien, als würde er nur das Leben und Sterben gegenüberstellen, und es herrschte die Stimmung wie auf einem Friedhof. Stille und Frieden. Auf Marlos bekam selbst der Tod eine andere Dimension, verlor er seinen Schrecken…

Jim und Pepe gaben schließlich auf. Und Blobb-blobb grub sich aus den Haaren Hellmarks heraus und teilte triumphierend seinen abermaligen Sieg mit.

Gemeinsam schritten sie dann ins Freie, hinein in die Sonne, die auf Marlos niemals unterging.

Pepe und Jim verschwanden wenig später in einer Blockhütte und Blobb-blobb ließ sich von einer sanften Brise zu einer prächtig schillernden Blüte tragen, in die er sich hineinsenkte wie eine Biene, um Nektar zu saugen. Dort schlief er, den Blütenstengel umklammert, wenig später ein.

Björn Hellmark aber traf sich mit seinen Freunden, um sie von der neunten Botschaft Ak Nafuurs in Kenntnis zu setzen und mit ihnen das gemeinsame weitere Vorgehen zu besprechen.

Danach stand die Aktion fest.

Björn Hellmark, Rani Mahay und Arson, der Mann mit der Silberhaut, sollten einen ersten Abstecher nach Xanoeen unternehmen, um die Welt der Drachentöter näher kennenzulernen.

*

In einer anderen Welt, die er für einen bösen Traum hielt, zweifelte ein Mensch an seinem Verstand.

Vincent Bowles fühlte sich einsam und verraten.

Warum hatte Chomool ihn im Stich gelassen? Wohin war er verschwunden, ohne ihm ein Wort der Erklärung abzugeben.

Das Gefühl, sich in einer tödlichen Gefahr zu befinden, verstärkte sich in ihm. Es war so intensiv, daß er erschauerte. Er empfand Angst und Grauen wie nie zuvor in seinem Leben.

Aber da war auch ein Trost. Wenn er diese Einsamkeit und Verlassenheit nicht mehr länger ertragen konnte, würde er mit Sicherheit aufwachen.

Er blickte sich nach allen Seiten um.

»Chomool?« rief er. Hohl und einsam klang seine Stimme durch die Straße und hallte über den Platz vor der Arena.

Er starrte auf die spiegelnden Fenster.

Wenn dort ähnliche ›Menschen‹ wohnten wie Chomool, dann mußte man sein Rufen doch hören.

Doch kein Fenster öffnete sich, keine Tür tat sich auf. Niemand trat

in Erscheinung. Die Welt blieb still und leer.

Bowles schluckte. Er kehrte an das hohe Tor zurück. Das Innere der zyklopenhaften Arena zog ihn wie ein Magnet an.

Ein Gedanke kam dem Engländer.

Konnte es sein, daß Chomool in einem unbemerkten Augenblick in die Arena getreten war, während er noch vor dem Tor stand und die geheimnisvolle, fremde Welt auf sich wirken ließ?

Der ohrenbetäubende Knall erfolgte unerwartet.

Bowles wirbelte mit einem Aufschrei auf den Lippen herum.

Der eine Flügel des riesigen Tores knallte ins Schloß.

»Neeiiin!« Bowles warf sich nach vorn und versuchte, den Torflügel mit aller Kraft nach außen zu drücken. Es ging nicht! Er war in der Arena gefangen.

Eine Falle?! Aber warum? Was für einen Sinn ergab das alles? Je mehr er sich den Kopf über die merkwürdigen Ereignisse zerbrach, desto ungeheuerlicher und unglaubwürdiger kam ihm alles vor.

Er mußte weg von hier! Er mußte versuchen, aus dieser Falle zu fliehen, ehe möglicherweise weitaus Schlimmeres geschah. Seltsam, daß er auch daran denken mußte…

Und es schien, als hätte es nur dieses Gedankenganges bedurft.

Plötzlich hörte er Geräusche, kaum daß der Knall – verursacht durch die zugeschlagene Torhälfte – verebbt war.

Stimmengemurmel, Unruhe…

Bowles hielt den Atem an und glaubte, seinen Augen nicht trauen zu können.

Er war nicht mehr allein in der Arena.

In den Rängen, die halb in der Düsternis lagen, regten sich Gestalten.

Bowles nahm sie nicht richtig wahr, aber das, was er sah, reichte, um ihn das Gruseln zu lehren.

Menschen oder menschenähnliche Geschöpfe waren es auf keinen Fall.

Es schien, als hätte die Hölle ihre Abnormitätenkammer geöffnet.

In einem der unteren Ränge tauchte ein Wesen auf, das Ähnlichkeit mit einem Bär hatte, dem man das Fell zu kurz geschoren hatte. Die Schnauze war länger, die Ohren hingen herab wie bei einem Bernhardiner, und die Augen waren so groß wie Untertassen. Fahl und gespenstisch leuchteten sie aus der Dunkelheit.

Das Tiergeschöpf ließ sich auf einer der vordersten Bänke nieder, legte seine überlangen, affenartigen Vorderpfoten wie ein Mensch auf die Brüstung und lehnte sich ein wenig nach vorn, als erwarte es, daß gleich etwas Außergewöhnliches und Sehenswertes geschehen würde.

Es kamen noch mehr.

Aus den schummrigen Eingängen, jenseits der Brüstungen ächzte,

schlurfte, brummte, kicherte und dribbelte es.

Im Zwielicht sah Vincent Bowles die ungeheuerlichen Besucher.

Einige waren nur so groß, daß sie mit ihren grauen, kahlen Köpfen gerade bis zum Rand der Brüstung ragten, um darüber hinwegzusehen. Andere waren Zwitter, halb Mensch, halb Tier, Dritte wiederum spotteten jeglicher Beschreibung durch menschliche Worte.

Plötzlich schob sich eine zitronengelbe Gestalt aus dem Dunkeln und hatte einen spitzen Kopf, in dem die großen schwarzen Augenlöcher um so stärker zum Vorschein kamen.

Neben ihm ragten die dicken Köpfe zweier sonst undefinierbarer Wesen über den Rand der Galerie.

Links entstand ein grünes Leuchten, das wie ein überdimensionales glühendes Auge durch die Zwielichtzone in den Rängen schwebte.

Es war ein Auge, kugelrund und losgelöst von jeglichem Körper. Es war lediglich verbunden mit einem langen Schlauch, der an der Brüstung entlangschleifte und schließlich zum Stillstand kam. Das grüne Funkeln wurde fahlgelb, verblaßte noch weiter und war schließlich mehr zu ahnen als zu sehen.

Die Ränge füllten sich.

Es ging alles sehr schnell.

Bowles registrierte beiläufig, daß alle Ankömmlinge die Durchlässe in der Mauer hinter den Rängen benutzten, um ihre Plätze einzunehmen.

Die Vielgestaltigkeit des rätselhaften, hier versammelten Publikums irritierte ihn.

Er verstand weder, woher sie kamen, weshalb sie so aussahen, noch was sie hier wollten.

Bowles hielt sich weiter im Schatten des Eingangs verborgen und vermied es, in Erscheinung zu treten. Offenbar hatte ihn keiner der Fremden bisher entdeckt, und das war ihm recht so.

Auf der anderen Seite des riesigen Ovals tat sich nun etwas. Auch dort befand sich ein gewaltiges Tor. Quietschend öffnete es sich.

Bowles fuhr zusammen, als er das ohrenbetäubende Brüllen vernahm, das Stampfen registrierte, das den Boden unter seinen Füßen erbeben ließ.

Ein Koloß schälte sich aus der Dämmerzone der Arena.

Ohne daß Bowles dies bewußt wurde, entrann seinen Lippen ein Stöhnen.

Ein riesiger Drache wälzte sich ihm schnaubend und fauchend entgegen.

Vincent Bowles stand wie gelähmt, während der Boden unter ihm erzitterte, als näherte sich ein Erdbeben, das ihn durchschüttelte.

Grauen und Neugier hielten den Mann aus einem Londoner Vorort gleichermaßen gefesselt.

Das Untier füllte sein Blickfeld, für nichts anderes mehr hatte er Augen.

Auf seinen riesigen Pranken schob der Drache sich näher. Dabei ging er hochaufgerichtet und stand nur auf seinen beiden mächtigen Hinterbeinen. Die Vorderpranken hatte er gehoben wie ein Mensch seine Arme.

Der massige Schädel des ungeheuerlichen Lebewesens war eingehüllt von schwefelgelbem Dampf, der aus seinem Maul und den Nüstern drang, die großen Augen schimmerten wie die Oberfläche eines Tümpels in dem heißen Dampf. Das Innere des Mauls erinnerte an den Glutball im Krater eines Vulkans.

Obwohl der Koloß nur langsam näher kam und schätzungsweise noch vierzig bis fünfzig Meter von ihm entfernt war, spürte Bowles schon den heißen Atem auf seinem Gesicht.

Wie gebannt starrte der Engländer auf das Untier.

Es kam näher und schien ihn in der schützenden Dunkelheit, in der er sich noch immer verbarg, mit seinen alles durchdringenden Blicken längst entdeckt zu haben.

Die Ränge hatten sich nicht weiter gefüllt. In dem riesigen Oval, das sieben Stockwerke hoch war, hielten sich nur wenige Beobachter auf. Offenbar handelte es sich um eine besondere Auswahl, die hier zusammengekommen war, um ein Schauspiel besonderer Art mitzuerleben.

Noch war Bowles überzeugt davon, daß er in den Mittelpunkt jener gespenstischen Ereignisse gerissen werden sollte, die über sein Begriffsvermögen gingen.

Chomool hatte ihn hierhergebracht – und war absichtlich verschwunden. Was bezweckte er damit? Wozu diese Falle? Noch immer ergab das alles keinen Sinn für ihn…

Heißer, schwefelgelber Dampf schwebte wie eine Wolke *um* den gewaltigen Kopf des Kolosses, verdeckte auch einen Teil seines Körpers und dann sah Bowles etwas, das er bisher noch nicht wahrgenommen hatte.

Da war ein Mensch!

Noch einer wie er…

Im ersten Moment ging es wie ein Ruck durch seinen Körper, und er war schon drauf und dran, sich aus dem Schatten zu lösen und zu dem anderen zu rennen.

Aber die Angst war größer als die Neugier.

Der andere war bewaffnet und hielt mit fester Hand ein Schwert umklammert, mit dem er den riesigen Drachen umtänzelte.

Die Kleidung des Fremden war zerfetzt, als trage er sie schon seit Wochen oder Monaten auf der Haut.

Der Mann war groß, stark und blond. Er befand sich so dicht an

dem schuppigen, feuerschnaubenden Ungetüm, daß dieses ihn nicht wahrnehmen konnte.

Der Fremde preschte nach vorn. Mit hartem Ruck und wildem Aufschrei stieß er das Schwert in den Schuppenleib.

Der Koloß brüllte auf, als die Waffe bis zum Heft ihm in den Körper drang. Die schwefelgelbe Wolke blähte sich auf. Ein langer Feuerstrahl stieg wie aus den Düsen einer Rakete in das düstere Rund. Feuerzungen leckten über die steinernen Ränge, hinter denen sich die Zuschauer duckten.

Der Koloß war in Rage geraten.

Seine rechte Vorderpranke krachte in die Tiefe.

Bowles sah, wie der tapfere Kämpfer, der es gewagt hatte, dem Ungetüm zu nahe an den Leib zu rücken, einen Sprung zur Seite machte und noch versuchte, dem Hieb zu entgehen.

Aber er schaffte es nicht mehr.

Der blonde Mann erhielt einen Schlag, daß ihm die Beine förmlich unterm Leib weggerissen wurden. Wie ein welkes Blatt wurde er durch die Luft gewirbelt, landete sechs bis acht Meter weiter vor dem Koloß.

Dumpf schlug der Fremde auf.

Der Schädel das Drachen ruckte herum. Aus dem von heißem Dampf umwölkten Maul schoß ein breiter Feuerstrahl und lief wie ein selbständiges Wesen über den unebenen, weichen Boden auf den Liegenden zu.

Der Mann umklammerte noch immer sein Schwert, und es war ein wahres Wunder, daß durch den Aufprall nicht sämtliche Knochen in seinem Körper zerschmettert waren und er auch noch bei Bewußtsein war.

Er versuchte sich aus der Feuerzone zu drehen. Ob diese Bewegung bewußt entstand oder eine Reflexhandlung seiner verlöschenden Sinne war, wußte Bowles nicht.

Das Feuer war schneller als das Opfer.

Fauchend schlug der Flammenstrahl über dem Leib zusammen und entzündete ihn.

Die Fetzen auf dem Körper des Unglücklichen glühten. Seine Haare standen sofort in Flammen und die Hitzewelle traf selbst noch Bowles, der sich in einer plötzlichen Eingebung zu Boden herumwarf, als er die Gefahr ahnte.

Der Drache war verletzt. Und trotz der schuppigen Echsenhaut, die seinen Körper bedeckte, schien er äußerst empfindlich zu sein. Aus der Wunde sickerte ein dicker Blutstrom, und in seiner Wut brüllte und tobte der Koloß, ließ einen Feuerstrahl nach dem anderen seinem Rachen entweichen und führte ihn über den Boden hinweg, daß selbst der weiche Sand zu glimmen anfing.

Bowles preßte sich an die Wand.

Er konnte der Hitze, die ihn abgestuft traf, nicht ganz ausweichen.

Seine Augenbrauen und Kopfhaare wurden angesengt.

Panik brach aus. Alle Vorsicht außer acht lassend, stürmte Bowles auf das riesige Tor zu, das sich vorhin, wie durch Geisterhand bewegt, hinter ihm geschlossen hatte.

Feuer fauchte und zischte über den Boden und hüllte den Fremden ein, der verzweifelt um sich schlug, gegen dieses Element aber keine Chance mehr hatte. Er verbrannte bei lebendigem Leib.

Bowles trommelte mit aller Kraft gegen das verschlossene Tor, das sich keinen Millimeter bewegte.

Die Hitze um ihn herum nahm zu. Er hörte, wie der verwundete Koloß näher kam, wie die Flammen über ihm zusammenschlugen. Der rote Widerschein flackerte auf seinem schweißüberströmten Gesicht.

Er warf sich herum, preßte sich mit dem Rücken gegen das Tor und starrte dem Grauen in die Augen.

Der Boden vor ihm glühte. Flammenzungen liefen rasend schnell auf ihn zu.

Bowles schrie.

Da bewegte sich etwas neben ihm.

Feuer?

Ja! Und noch etwas. Eine Gestalt!

Sie trug einen goldfarbenen Umhang, eine ebensolche Gesichtsmaske, so daß er von dem Antlitz nichts erkennen konnte.

»Chomool!« entrann es grauenvoll den Lippen des Mannes.

Sie standen sich eine Sekunde gegenüber, dann trennte ein Flammenstrahl sie wie eine Wand, die sich plötzlich zwischen sie stellte…

*

Die Entscheidung, die Sache umgehend anzupacken, war rasch gefällt.

Wieder mal bedeutete dies: Abschied nehmen von Marlos und nicht zu wissen, ob es ein Wiedersehen gab. Jedes neue Abenteuer bedeutete einen Vorstoß ins Ungewisse…

Björn Hellmark, Rani Mahay und Arson begaben sich zum Geist-Spiegel des Hestus.

Mitten in einem schattigen Wäldchen lag das erstaunliche Gebilde wie ein kleiner, von farbenschillernden Blumen umgebener Teich.

Der Spiegel war kreisrund. Nur bei näherem Hinsehen war zu erkennen, daß er aus Millionen halbmondförmiger Segmente zusammengefügt war, die wiederum ein großes Segment bildeten, aus denen sich die runde Spiegelfläche zusammensetze.

Die Oberfläche war mattsilbern. Man konnte sich nicht darin

spiegeln. Die winzigsten Segmente hatten einen Durchmesser von weniger als einem zehntel Millimeter.

Danielle, Carminia, Jim und Pepe kamen mit, um den Freunden für das neue Unternehmen alles Gute zu wünschen und dabei zu sein, wenn sie im Geist-Spiegel des Hestus verschwanden.

Das war schließlich ein besonderes Ereignis.

Hellmark sprang zuerst.

Der Spiegel war so gestaltet, daß er eine Mulde bildete, und einen Moment sah es so aus, als würde Björn in diese Mulde hineinspringen.

Er konzentrierte sich auf das Symbol des Janus-Kopfes. Die Gedanken, die Hellmark in diesen Sekunden hatte, waren ausschlaggebend für das Ereignis, für die Richtung, in die der Spiegel ihn führte.

Ein ganz bestimmter Fixpunkt mußte erreicht werden.

Die Freunde, die Hellmarks Sprung verfolgten, sahen es alle.

Der Eindruck währte nur einen Atemzug lang.

Björn Hellmark schrumpfte blitzschnell zu einem Bruchteil seiner Größe zusammen. Alle seine Atome lösten sich auf in einen schmalen, rauchähnlichen Streifen, der von einem der winzigen Segmente angesogen wurde.

Dann war er verschwunden.

Rani Mahay zögerte nicht mit seinem Sprung. Auch der Inder verschwand, und als letzter folgte Arson.

Zurück blieben Danielle, Carminia und die beiden Jungen.

Die Brasilianerin seufzte. Man sah ihr an, daß sie am liebsten mit von der Partie gewesen wäre. Hellmarks Wunsch, allein zurückzubleiben, hätte sie nicht respektiert. Sie war eine ausgezeichnete Schwertkämpferin. Die Erfahrung, die sie in ihrem ersten Leben als Loana, als Tochter des legendären Hestus gemacht hatte, war eine gute Ausgangsposition für Unternehmungen der Art, wie Björn Hellmark sie ständig plante.

Sie konnte das Schwert führen wie ein Mann und war bereit, ihre Kampfkraft einzusetzen, wenn es darum ging, die Zahl der Dämonen und anderer Schergen aus dem Reich der Finsternis zu dezimieren.

Doch im Moment war die Anwesenheit der Brasilianerin auf der Insel nicht minder wichtig.

Neue Informationen, die vor allen Dingen aus Richard Patricks Büro kamen, mußten beobachtet und eingeordnet werden.

Zur gleichen Zeit, während Hellmark und die Freunde versuchten, einen Weg zu Rha-Ta-N'my zu finden, ließ die nicht von ihren anderen Unternehmungen ab und schleuste weiterhin Mächtige in die dritte Dimension der Erde. Die Dämonengöttin war in dieser Stunde sicher auch anderweitig nicht ganz untätig. Es war nach acht erfolgreichen Aufgaben, die Björn mit Bravour gelöst hatte, mit einiger

Wahrscheinlichkeit anzunehmen, daß sie Gegenmaßnahmen ergriff, um den Vorstoß in ihr Reich zu verhindern. Gerade die mit einigem Glück überstandene achte Aufgabe hatte gezeigt, daß Rha-Ta-N'my neue Mittel einsetzte, um ihren verhaßten Feind in den Tod zu schicken.

Beide Frauen sahen sich an, als die Männer verschwunden waren.

Um die schöngeschwungenen Lippen Danielle de Barteaulieés spielte ein leichtes, unauffälliges Lächeln. »Es wird schon gutgehen. Sie sind zu dritt, Carminia…«, sagte sie, als hätte sie die besorgten Gedankengänge der Südamerikanerin erraten.

»Wollen wir es hoffen.« Mit diesen Worten warf sie unwillkürlich einen raschen Blick auf die riesige Palme vorn am Strand. Dort war Whiss, der Retter im entscheidenden Augenblick beim letzten Mal, in einen totenähnlichen Schlaf gefallen.

Sie wäre beruhigter gewesen, hätte sich Whiss der Gruppe um Björn angeschlossen.

»Du hast einen bestimmten Gedanken, nicht wahr?« fragte Danielle unvermittelt.

Carminia nickte. »Wenn du mich schon so fragst, muß ich dir mit ja antworten. Das letzte Mal ist einiges geschehen, was mir noch immer nicht aus dem Kopf geht. Abgesehen von den besonderen Schwierigkeiten und den offensichtlichen Hinweisen darauf, daß unsere Todfeindin diesmal wesentlich besser informiert zu sein schien, gibt es einen Eindruck, den ich nach wie vor nicht los werde. Es ist die Sache mit den Manja-Augen…«

Danielle wußte nur zu gut, was sie damit meinte.

Carminia glaubte nicht daran, daß sie nur im Moment nach einer sehr intensiven seelischen und körperlichen Beanspruchung in der Schatulle drei statt vier Manja-Augen sah. Ihre Beobachtungen hatte sie Björn mitgeteilt, der diese sofort überprüft hatte. Doch es stand fest, daß sich im Besitz des Herrn von Marlos nach wie vor vier Manja-Augen befanden.

Jeder, der die Schatulle sah, konnte sie sehen.

Carminia hatte während der vergangenen Tage immer wieder die Geister-Höhle betreten und den samtgefütterten Kasten geöffnet.

»Es ist gestern – wieder geschehen, Danielle«, sagte sie da, während sie sich vom Geist-Spiegel entfernten.

»Hast du es Björn gesagt?«

»Nein.«

»Aber weshalb nicht?«

»Ich wollte ihn nicht belasten. So unmittelbar vor einem neuen Unternehmen…, ich glaube, es geht mich auch ganz allein an. Niemand außer mir hatte diesen Eindruck. Ich weiß genau, es war keine Einbildung…, ich hoffe es jedenfalls nicht«, fügte sie eilig hinzu.

»Denn das könnte nur Zweierlei bedeuten: entweder versucht eine uns bisher unbekannte Kraft, die Manja-Augen auf telekinetischem Weg zu rauben oder ich bin krank…«

»Es gibt eine dritte Möglichkeit«, wies Danielle des Barteaulieé darauf hin.

»Und die wäre?«

»Jemand versucht, dir ein Zeichen zu geben…«

Carminia blieb abrupt stehen. »Aber wer könnte mir ein solches geben? Und weshalb? Warum auf einem solchen Weg?« Sie dachte einen Moment nach und schüttelte dann heftig den Kopf. »Ausgeschlossen! Nichts und niemand kann die Atmosphäre, die uns vor jedem Einfluß schützt, durchdringen. Kein Telepath und kein Telekinet…, außer Al Nafuur, Hellmarks großer, unsichtbarer Freund…«

Al Nafuur war ein Zauberpriester aus der Zeit, als Xantilon in der Blüte seiner Entwicklung stand. Er gehörte der Weißen Kaste an, die gegen Okkultismus und Dämonismus zu Felde zog. Doch eine starke Macht im eigenen Lande stand diesem Bestreben im Weg: Die Kaste der Schwarzen Priester unter der Führung des Dämonenfürsten Molochos. Um ewiges Dämonenleben zu erringen, war er bereit, die Menschen, sein Volk und sein Land zu verraten. Durch Molochos' Aktivitäten kam es zur Katastrophe. Ein in der Blüte stehender Kontinent zerbrach und ging unter. Millionen gingen zugrund, Tausende konnten sich retten. Die Überlebenden der Katastrophe fanden auf anderen Inseln oder dem Festland Unterschlupf. Viele, die die Katastrophe überstanden, wurden jedoch zum Großteil noch von unbekannten Krankheiten dahingerafft oder starben vor Erschöpfung. Die überlebten, mischten sich später mit den Bewohnern jener Orte, wo sie Zuflucht fanden, verschmolzen in den Völkern. Erst in jüngster Zeit zeigte sich, daß es viele Menschen gab, in deren Adern das Blut jener Überlebenden aus Xantilon floß. Die Stimme dieses Blutes machte sich fast bei jedem unterschiedlich bemerkbar. Überall in der Welt lebten Nachkommen der großen Rasse, und Björn Hellmarks Ziel war es, die versprengten Kräfte zu vereinen, hier auf Marlos zu sammeln und dann mit geballter Kraft zuzuschlagen. Dies war noch immer sein Plan. Sollte er sich als überflüssig erweisen, wenn es ihm wirklich gelang, Rha-Ta-N'my den Todesstoß zu versetzen, dann würde Marlos der Anfang einer neuen Welt…

»Wenn es nicht Al Nafuur ist, vielleicht ist es Ak«, ertönte Danielles Stimme und riß Carminia aus ihrer Nachdenklichkeit.

Die Worte der hübschen Französin bewiesen, daß auch sie sich den Kopf über das von Carminia beobachtete Phänomen zerbrach.

Ak Nafuur und Al Nafuur waren Zwillingsbrüder. Das Schicksal hatte es damals so gewollt, daß Al der Weißen Kaste zuneigte und Ak

der schwarzen. Er wurde zu Molochos. Erst durch Hellmarks geschicktes Agieren – rund zwanzigtausend Jahre später – löste sich der dämonische Bann, und Ak Nafuur kehrte zu den Menschen zurück. Besaß er zuvor ewiges Dämonenleben, alterte er nach seiner Entscheidung für das Natürliche und Wahre sehr schnell. Er kam noch dazu, Björn jene dreizehn wichtigen Botschaften zu hinterlassen und starb dann.

Zwischen Carminia Brados Augen entstand eine steile Falte. »Es kann viel bedeuten«, murmelte sie gedankenversunken. »Aber ich erkenne den Sinn nicht… Ak Nafuur, ich muß dir ehrlich gestehen, daß ich daran noch nicht gedacht hatte…«

Versuchte er ein Zeichen zu geben? Konnte es sein, daß er sich wie sein Zwillingsbruder in jenem geheimnisvollen Bereich zwischen Leben und Tod aufhielt und von dort aus versuchte, Kontakt zu denen aufzunehmen, die noch in diesem Leben weilten?

Auch das war möglich…

»Wenn er wirklich dahintersteckt, dann hat seine Botschaft einen Sinn«, fuhr Carminia mechanisch fort. »Egal was auch immer es ist, es beunruhigt mich, obwohl ich genau weiß, daß etwas uns feindlich Gesinntes in Marlos nicht einwirken kann. Aber Zeichen, die ich nicht lesen kann, haben meiner Meinung nach auf Marlos nichts zu suchen. Und so gesehen, ist meine Ratlosigkeit und Nachdenklichkeit sicher verständlich…«

Sie hatte recht.

»Wir werden sie…«, damit meinte Danielle die Augen des Schwarzen Manja, »nachher nochmals gemeinsam ansehen. Vielleicht finden wir noch etwas heraus, das uns weiterhilft…«

*

Als sich sämtliche Atome seines Körpers wieder zusammenfügten, hatte er das Gefühl, neu geboren worden zu sein.

Der Übergang von Marlos in die Welt Xanoeen, die in einer anderen Dimension lag, erfolgte ohne Schwierigkeit und Zwischenfall.

Björn fühlte wieder festen Boden unter den Füßen.

Das erste, was seine Sinne registrierten, war Dämmerung, in der ein rötlicher Widerschein herrschte, der von den nahen Bergen stammte. Vulkangebirge…

Über vielen Kratern standen dünne Rauchsäulen, die ein leichter Wind langsam zum Horizont trieb.

Dann kamen Rani und Arson kurz hintereinander an.

Mahay betastete sich und strahlte wie ein großer Junge. »Wunderbar. Es ist alles noch da…«

»Bei deinen überzähligen Pfunden hätte es nicht geschadet, wenn

du auf dem Weg hierher einige verloren hättest«, bemerkte Björn Hellmark ohne mit der Wimper zu zucken. »Seit du dich immer öfter der Teleportation bedienst, mein Lieber, setzt du langsam Fett an… Du mußt dich wieder mehr bewegen…«

»Fett?« Dem Inder fielen die Mundwinkel herunter. »Das sind Muskeln, alles festes Fleisch. Hier, faß mal an…« Er ließ seine Bizeps spielen. »Und wenn du mich weiterhin beleidigst, dann laß ich dich mal einen von ihnen spüren. Der Unterschied zwischen Muskeln und Fett wird dir spätestens dann klar…«

Das hörte sich alles todernst an.

Hätte Arson, der Mann mit der Silberhaut, die Treue und Freundschaft zwischen diesen vortrefflichen Männern nicht gekannt, wäre auch er auf den Gedanken gekommen, daß die beiden sich nicht riechen konnten und tatsächlich in den Haaren lagen.

»Laut reden macht sich immer gut an Orten, die man noch nicht kennt«, ermahnte er die beiden Freunde.

»Alles geschieht in reiner Absicht«, entgegnete der Inder. »Nur wenn man auf sich aufmerksam macht, kann man auch damit rechnen, daß sich jemand für einen interessiert. Sieht aber ziemlich verlassen hier aus. In dieser Bergeinsamkeit, in der Hestus und seine Vertrauten in ferner Vergangenheit Dämonen bei ihrem Tête-à-tête belauschten, wird wohl keiner auf der Lauer liegen, der uns etwas anhaben wird. Wir werden schon ein wenig weiterwandern müssen, um uns die nötige Bewegung zu verschaffen. Das baut das Fett ab. Wenn ich davon ’nen Muskel mehr hab’, wird sich Bürgermeister Hellmark nur noch wundern können, wenn ich das richtig betrachte…«

Rani sprach nur halblaut, während er wie die anderen, den Blick in die Runde wandern ließ, um sich die Umgebung einzuprägen und zu vergewissern, daß da wirklich nichts war, das ihnen gefährlich werden konnte.

Sie waren alle drei bewaffnet. Die Schwerter lagen in ihren Händen, fest und sicher.

Die Luft war mild und würzig. Manchmal trug ein sanfter Windhauch heiße, trockene Luft heran, und der Brand- und Schwefelgeruch, der von den Bergen herüberwehte, entging ihnen nicht.

Ak Nafuur hatte nichts über das Aussehen dieser Welt gesagt, nichts über einen bestimmten Weg, den sie einhalten sollten…

Das bedeutete, daß der Ort, an dem sie angekommen waren, selbst genügend aussagte oder ihnen einen Hinweis gab, den sie benutzen konnten.

Fest stand zunächst nur eins: Diese Stelle war einst ein Lauschplatz für Hestus gewesen. Hier hatte er von Plänen der Mächte der

Finsternis erfahren und sie torpediert. Was damals Gültigkeit hatte, mußte heute längst nicht mehr stimmen.

Zwanzigtausend Jahre waren seither vergangen.

Wo auf der Erde vor zwanzigtausend Jahren dichte Wälder gestanden hatten – gab es heute Hochhäuser. Die Erfahrung hatte gelehrt, daß man durch die Benutzung des Geist-Spiegels mitten in einer Wohnung ankam, wo es früher Treffpunkte der Dämonen gab. Noch heute standen diese Plätze unter einer besonderen Aura, und wie Björn wußte, beabsichtigten die Dämonen, jene Orte auch wieder einzunehmen, die gewissermaßen Brückenköpfe in die Welt der Menschen für sie darstellten.

Hier auf dieser Welt aber schien das ursprüngliche Versteck noch erhalten zu sein.

Daß diesem Ort etwas Besonderes anhaftete, erkannten sie alle drei fast gleichzeitig, als ihre Augen sich an die Dämmerung gewöhnt hatten. »Grabplatten!« entfuhr es Arson.

»Das ist ja ein Friedhof!« gab Rani seinen Senf dazu und ging in die Hocke.

»Tatsächlich.« Hellmark tat es dem Freund nach.

Zu ihren Füßen waren achteckige, geschliffene Felsplatten so in den Boden eingelassen, daß sie wie ein Muster erschienen.

Die Platten trugen in einer kyrillischartigen Schrift Namen, die sie nicht lesen konnten. Die flach eingemeißelten Gesichter jedoch erinnerten sie an das Symbol, das Ak Nafuur ihnen auf Papier hinterließ.

Das Konterfei des Janus-Kopfes!

Links Menschenantlitz, rechts Drachengesicht…

Die Platten hatten einen mittleren Durchmesser von knapp zwei Metern.

Es gab Hunderte von ihnen im Tal zwischen den Bergen, wo sie eingetroffen waren.

Ak Nafuur hatte sie in einen Friedhof geführt, der uralt sein mußte. Das Gestein ringsum zeigte zum Teil schwerste Korrosionsschäden, Moose und Flechten wuchsen in den Ritzen, aber keine höher entwickelte Pflanze.

Arson wollte etwas sagen, als er im Ansatz des Sprechens innehielt.

Durch Rani Mahays Körper ging plötzlich ein Ruck. Der Inder versuchte sich noch zu fangen.

Zu spät!

Der Boden unter seinen Füßen öffnete sich plötzlich. Eine Falle! Wie ein Stein stürzte der Freund in die Tiefe.

Das Grab hatte sich geöffnet und schloß sich sofort wieder…

… und Mahays entsetzter Schrei verhallte zwischen den dampfenden und glühenden Kratern der Drachenwelt…

*

John Balmore stammte aus Liverpool, lebte aber seit dem zwanzigsten Lebensjahr im Randgebiet von London. Seine Wohnung lag nur zwei Straßenecken von der seines Freundes Bowles entfernt.

Balmore leitete vor Jahren eine kleine Band, die in Diskos, Kneipen und Bars auftrat. Die ›Moon-Lights‹, wie sie sich damals nannten, wurden rasch bekannt, und der Sound, den sie brachten, kam an. Die ersten Plattenaufnahmen waren im Gespräch, als die Gruppe über Nacht auseinanderbrach. Der hervorragende Gitarrist beging Selbstmord, der Schlagzeuger starb in der gleichen Nacht an einer Überdosis Heroin.

Die Story der ›Moon-Lights‹ machte Schlagzeilen.

Die sensationelle Meldung veranlaßte den Manager, erst recht eine Schallplatte zusammenzustellen. Mit zwei Ersatzleuten. Doch da machte das Publikum nicht mit. Die Platte wurde ein Fiasko. Die Moon-Lights waren nur so lange wirklich gut gewesen, solange sie in der Originalbesetzung auftraten. Alle Versuche, die Gruppe neu zusammenzustellen, mißlangen. Es kam zu Streitereien, und schließlich ging jeder seiner Wege.

Balmore war aus dem Dilemma noch einigermaßen heil herausgekommen. Als Klavierspieler tingelte er wie früher durch Clubs und Bars und verdiente sich damit seine Brötchen. Bei einer solchen Gelegenheit lernte er Vincent Bowles kennen. Die beiden Männer freundeten sich an und kamen überein, ihre Termine nach Möglichkeit so oft zusammenzulegen, wie es ging.

Balmore komponierte seit geraumer Zeit, textete selbst und fand in Bowles den Mann mit der Auffassung und der Stimme, die zu seinen kraftvollen, kritischen Liedern paßte.

Sie merkten, daß dies ein neuer Anfang, eine neue Karriere für sie bedeuten konnte, wenn sie hart an sich arbeiteten. Beide waren bereit, den dornenreichen Weg zu gehen. Und nun sah es so aus, als würde es einen Sprung nach vorn geben. Das Gespräch mit dem Produzenten einer neuen Lieder-Serie stand bevor.

Um zehn Uhr sollten sie in dessen Büro in der Kensington Road sein.

Um neun Uhr rief Balmore vorsichtshalber an, da er Bowles’ Schwäche für langes Schlafen kannte.

Als selbst nach viermaligem Klingeln niemand abhob, fand er das noch normal.

Beim sechsten und siebenten Mal entstanden Unmutsfalten auf seiner Stirn.

Niemand reagierte.

Hatte er sich verwählt?

Sehr aufmerksam wiederholte er die Nummer. Es klingelte abermals zehnmal – und niemand meldete sich! »Der Bursche hat einen Schlaf wie ein Murmeltier«, murrte der dunkelhaarige Balmore. »Oder er hat gesoffen wie ein Pferd und kommt nicht zu sich. Na, warte, einfach unseren Termin zu verpennen… dir werd' ich's zeigen…«

Er machte sich in aller Eile fertig. Zehn Minuten später saß er in seinem Auto und fuhr los.

Zwei Straßenecken weiter hielt er vor dem fünfstöckigen, älteren Mietshaus. In der untersten Etage war ein Lebensmittelgeschäft untergebracht. Zwei Frauen standen vor den Gemüsekisten und suchten sich die Ware aus.

Balmore lief zum Hauseingang, benutzte den Lift und ließ sich in die Etage tragen, in der Bowles' Wohnung lag.

Er klingelte unablässig und trommelte auch mit den Fäusten gegen die Tür.

Als sich dann noch immer niemand rührte, nahm er den Schlüssel aus seiner Hosentasche. Es war ein Zweitschlüssel zu Bowles' Wohnung. Balmore verfügte darüber seit einiger Zeit.

Wenn Bowles längere Zeit durch das Land tingelte und Balmore zu Hause war, sah er öfters nach dem rechten, kümmerte sich um die Post und um die Blumen. Das war zwar seit einiger Zeit auch selten der Fall, aber die Schlüssel hatte er immer noch.

»Aufstehen!« brüllte er vom finsteren Korridor her. Alle Vorhänge waren noch zugezogen. »Du kriegst die Chance deines Lebens – und was machst du daraus? Du verschläfst sie!«

Er riß die Tür zum Schlafzimmer auf – und prallte wie vor einem unsichtbaren Gegner zurück.

Das zerwühlte Bett stand vor einer Wand, die ein großes Farbposter Bowles' zeigte.

»Vincent?« fragte Balmore mit dumpfer Stimme. »Machst du irgendeinen Quatsch?«

Er war einige Sekunden überzeugt davon, daß der Freund seine Ankunft bemerkt und sich schnell versteckt hatte.

Balmore sah überall nach. Er räumte die Kissen aus dem Bett, blickte unter die Schlafstelle, hinter den Vorhang und in den Schrank.

Nirgends eine Spur von Bowles!

Mysteriös war, daß sich seine Kleider noch in der Wohnung befanden. Sie hingen über der Stuhllehne, in der Küche stand kein Kaffeegeschirr. Bowles hatte auch nicht gefrühstückt.

Balmore lief zum Küchenfenster und warf einen Blick in den großen Hof hinunter. Dort waren um diese Zeit noch zwei Autos geparkt. Bowles' grüner Morris war eines davon…

Der Freund durchsuchte die ganze Wohnung.

Vincent Bowles war verschwunden.

Balmore dachte an ein Verbrechen, aber es gab keine Spuren von Gewaltanwendung und Verwüstung.

Der Besucher faßte schon den Gedanken, die Polizei zu verständigen, und nahm den Telefonhörer ab. Da kam ihm ein anderer Gedanke.

Er verließ die Wohnung, eilte, die Treppe hinunter und suchte das Lebensmittelgeschäft auf, das von zwei älteren Schwestern gemeinsam geführt wurde.

Hier kaufte Bowles regelmäßig ein, auch seine Brötchen am Morgen, und den beiden agilen alten Damen entging niemand, der ins Haus ging und herauskam.

Balmore erkundigte sich nach Bowles. Ob sie ihn heute morgen schon gesehen hätten…

»Nein«, schüttelte Amely, die über Siebzigjährige, den Kopf. Sie trug eine blütenweiße Schürze mit Rüschen und hatte das graue Haar hochgesteckt. Sie sah blitzsauber und adrett aus. »Wir haben uns auch schon gewundert, nicht wahr, Jennifer? Mister Bowles ist heute wirklich sehr spät dran. Die Brötchen haben wir schon auf die Seite gelegt…«

»Dann nehm ich sie mit«, beeilte sich Balmore.

»Ist Mister Bowles denn krank?« wollte Miss Jennifer wissen. Sie war einen Kopf kleiner als ihre Schwester und recht pummelig.

»Ich… ich weiß nicht. Ich werde nach ihm sehen.«

»Aber Sie kommen doch von oben?« fragte Amely überrascht.

»Nein, ich bin auf halbem Weg umgekehrt«, Balmore merkte, daß ihm die Ausrede schwerfiel. Natürlich hatten auch sie ihn gesehen. Den Damen entging nichts. Aber wenn er sagte, daß die Wohnung leer war und die Schwestern andererseits behaupteten, Bowles beim Verlassen des Hauses nicht gesehen zu haben, fingen die beiden gleich an, sich eine Geschichte zusammenzuspinnen. Balmore wollte sich das Gesetz des Handelns jedoch auf keinen Fall aus der Hand nehmen lassen und verhindern, daß schon jetzt irgendwelche unhaltbaren Gerüchte in die Welt gesetzt wurden.

Er verfiel auf die Idee zu behaupten, daß er sich nur vergewissern wollte, daß Bowles noch nicht aus dem Haus gegangen war. So würde die Überraschung, die er vorhatte, doch noch gelingen.

Das Ganze war recht fadenscheinig, aber er hoffte, die beiden Schwestern damit vorerst überrumpelt zu haben.

Als er das Geschäft verließ, warf er unwillkürlich einen Blick an der Häuserfront empor- und da glaubte er, der Boden unter seinen Füßen würde sich öffnen…

Oben in der fünften Etage stand jemand am Fenster, streckte den

Kopf heraus und atmete die kühle Morgenluft ein.

»Vincent«, entrann es Balmores Lippen und er erschauerte.

*

Unheimliche Ereignisse gehörten zu ihrem Alltag. Die Gefahr begleitete sie auf Schritt und Tritt, damit hatten sie sich längst abgefunden.

Und sie waren gewohnt, schnell zu reagieren, wenn es die Situation erforderte, nur so wurde es verständlich, daß sie aus vielen Abenteuern mit heiler Haut herauskamen.

Björn Hellmark besaß die Fähigkeit, seinen Körper verdoppeln zu können.

Während Arson noch versuchte, mit brachialer Gewalt die achteckige Grabplatte wieder zu öffnen, ließ Hellmark Macabros entstehen. Mit ihm versetzte er sich augenblicklich in die Tiefe, hinein in die Gräber, die unter den Felsplatten lagen und von denen eines seinen Freund verschlungen hatte.

Macabros materialisierte in einem stockfinsteren Hohlraum. Der Boden unter ihren Füßen war eine einzige, riesige Höhle.

»Rani?« fragte Macabros, während er versuchte, die ihn umgebende Schwärze mit Blicken zu durchdringen. Er konnte mit seinen ätherischen Sinnen nicht mehr wahrnehmen als er mit seinen Originalsinnen dazu imstande war.

Sein Ruf verhallte.

Keine Antwort!

Während Hellmark, aufs äußerste gespannt, nun mit Arson erst recht die unwirtliche, triste Umgebung untersuchte und die Grabplatten inspizierte, agierte er zugleich mit seinem Doppelkörper.

Macabros versuchte sich einen Eindruck von der rätselhaften Unterwelt zu machen, in die er sich versetzt hatte und in der Rani Mahay verschwunden war.

Alle Gräber, die oben wie separat schienen, kamen hier unten in einem einzigen, riesigen Hohlraum zusammen.

»Vielleicht sind es gar keine Grüfte«, bemerkte Björn Hellmark leise, einige hundert Meter von seinem Zweitkörper entfernt. »Was wir für Grabplatten halten, kann auch etwas ganz anderes sein.«

Arson nickte ernst. »Eins verstehe ich nicht… Wieso gab eine plötzlich nach, wieso hat es Rani erwischt – und keinen von uns? Wir haben doch darauf gestanden.«

»Ich weiß es nicht.«

»Hast du eine Spur von ihm?«

»Leider nein.«

Hellmark, der durch ein unsichtbares Band mit seinem

Doppelkörper verbunden war, wußte über alles, was Macabros sah, fühlte und erlebte, Bescheid. Alle Informationen wurden zu seinem Bewußtseinsinhalt.

Hellmark und Arson verließen nicht den Ort, an dem sie angekommen waren. Vielleicht wurden ihre Sinne durch eine Kraft beeinflußt, die sie nur noch nicht erkannt hatten. In einem solchen Fall weilte Mahay möglicherweise noch mitten unter ihnen, und sie konnten ihn nur nicht wahrnehmen!

Sie befanden sich immerhin in einer Welt, deren Gesetze sie nicht kannten.

Schließlich durften sie vor einem Phänomen die Augen nicht verschließen. War Rani Mahay wirklich von ihnen von einer mächtigen Kraft getrennt und in die Erde gezerrt worden, dann mußte er sich logischerweise auch in dem Hohlraum befinden, in dem Macabros jetzt nach ihm suchte.

Es gab im Zusammenhang mit dem Verschwinden des Freundes einige Beobachtungen, die nicht zusammenpaßten.

Macabros setzte seine Suche fort.

Nichts jedoch rührte sich, niemand antwortete.

Er ging immer tiefer in die Dunkelheit, in der er nichts wahrnehmen konnte. Er hielt sich dicht an einer Wand, die er ertastet hatte, und die sich glatt wie Glas unter seinen Fingern anfühlte.

Die Ausdehnung der Höhle war gewaltig. Macabros kam sich vor wie in einer riesigen Kathedrale.

Da nahm er in der Finsternis plötzlich ein schwaches, kaum merkliches Leuchten wahr. Es war fahlgrün und sah gespenstisch aus.

Macabros unterbrach sofort seine zeitraubende Wanderung durch die Dunkelheit und versetzte sich an die Stelle, von der das Leuchten herkam.

Es drang durch einen Schacht, in dem sich eine Treppe steil und schneckenförmig nach oben wand.

Es gab einen Hohlraum – über diesem?

Aber nicht nur diese Entdeckung machte er jetzt.

An der gleichen Stelle gab es auch eine Treppe, die noch mehr in die Tiefe führte! Das bedeutete, daß es mindestens zwei weitere Hohlräume gab, einen über diesem, in dem er sich aufhielt, einen weiteren darunter…

Macabros wurde nachdenklich. Mit ihm Björn Hellmark, der sich außerhalb der unterirdischen Höhlen aufhielt, und dem diese Welt mit jeder Minute, die verstrich, immer rätselhafter und bedrohlicher vorkam. Von all diesen Dingen hatte sein verstorbener Freund Ak Nafuur keinen Ton erwähnt.

Waren sie ihm unbekannt gewesen – oder hatte sich im Lauf einer langen Zeit hier etwas entwickelt, wovon auch er noch keine Ahnung

haben konnte? Als er sich entschloß, wieder für die Menschen und nicht mehr gegen sie zu arbeiten, da hatte er gleichzeitig die Verbindungsfäden zum Reich der Finsternis, zu den Mächtigen und Einflußreichen gekappt. Von diesem Moment an konnte er nur noch auf das Wissen zurückgreifen, das er über Aufbau und Strategie der Dämonenreiche schon besessen hatte.

Die achteckigen Platten waren alt, Ak Nafuur kannte sie. Aber die Höhlen darunter und ihre Bedeutung waren ihm fremd.

Macabros verlor keine Zeit, die nach oben führende Treppe hinter sich zu bringen. Hellmark versetzte mit einem kurzen Gedanken seinen Zweitkörper um zunächst fünfzig Meter nach oben. Es stellte sich heraus, daß dies nicht genug war. Macabros materialisierte auf der steilen Treppe.

Die Ausdehnung des Hohlraumes unter der Erde wurde ihm immer unheimlicher. Er sah fast so aus, als würde hier unterhalb der Oberfläche eine zweite und völlig andere Welt existieren.

Der zweite, mit der gewundenen Treppe verbundene Hohlraum lag schätzungsweise hundert Meter über demjenigen, in den Macabros zufällig geraten war.

Riesige, säulenartige Stalaktiten hingen von der schwarzen, fernen Felsendecke herab. Die Stalaktiten waren gleichmäßig in ihrer Form und durchsichtig wie Glasröhren.

Sie schimmerten in fahlgrünem Licht. Dieser Schein reichte seltsamerweise bis hinab in die zweite Höhle.

Die Röhren waren nicht leer.

Ein geschlossen von einer öligen, lautlos auf und ab schwelenden Substanz waren eindeutig Körper zu erkennen. Sie waren über zwei Meter groß, machten auf ihn den Eindruck überdimensionaler Embryos, die aus einem für ihn noch unerfindlichen Grund hier eingeschlossen waren.

Er mußte an die Grabplatten mit den Janusköpfen und den unleserlichen, geheimnisvollen Schriften denken.

Waren diese Säulenstalaktiten jene Hohlräume unter diesen Platten?

Das wäre nur die logische und einzig richtige Schlußfolgerung gewesen, und dann war auch zu verstehen, daß es sinnlos war, Rani Mahay in dem tiefer gelegenen Hohlraum zu suchen. So weit hatte er gar nicht fallen können!

Hellmark, der Macabros' Erkenntnisse mitverfolgte, fühlte den eisigen Schauer über seinen Rücken laufen.

Die Stalaktiten unterhalb der Grabplatten enthielten menschenähnliche Wesen, die sich wie Raupen in einer Art Verpuppungszustand befanden.

Die länglichen Körper waren dunkel, halbdurchsichtig, so daß die

Lage der Organe deutlich zu erkennen war. Die Gliedmaßen waren angesetzt, noch nicht richtig ausgebildet. Der Kopf war aufgedunsen, und die Hirnwindungen sahen aus wie dicke, gewickelte Bänder.

In einigen Röhren, die aus einer natürlichen Substanz zu bestehen schienen, lebten diese überdimensionalen Embryos. Das Blut floß durch die Adern, deutlich zu beobachten war der rasche Herzschlag.

Mit den Stalaktiten selbst war ebenfalls etwas im Gang.

In der Luft lag leises Plätschern und Fließen.

Von der scheinbar in endloser Ferne liegenden Felsendecke tropfte eine wäßrige Flüssigkeit, die an den Stalaktiten entlanglief und an deren unteren Enden milchig kristallisierte.

Er wurde Zeuge des Wachstumsprozesses der Stalaktiten.

Sie wuchsen völlig gleichmäßig aber offensichtlich in unterschiedlichem Tempo.

Einige Stalaktiten waren doppelt so lang wie andere, Dritte wiederum nur halb so groß oder noch kleiner, in einigen war das rätselhafte Leben, das darin eingeschlossen war und sich entwickelte, verkümmert und eingedörrt. Solchen Stalaktitensäulen fehlte die grüne, ölige Substanz. An ihnen tropfte auch keine Flüssigkeit herab, und sie wuchsen nicht mehr.

Macabros war fasziniert von dieser phantastischen Welt.

Wurden, auf diese Weise die Bewohner jenes fremden Sterns geboren?

Der Schein ließ eine solche Vermutung zu, aber dann stellte sich die Frage, was für eine Bedeutung die achteckigen Platten hatten, die diese Säulen am obersten Ende abdeckten und in die vor ihrer aller Augen Rani Mahay gesunken war.

Macabros suchte die gefüllten Stalaktiten nach Rani ab.

Ein furchtbarer Gedanke war ihm gekommen. Wenn Rani in einem solchen Gebilde steckte, dann war er verloren, wenn nicht rechtzeitig Hilfe kam.

Mit seinem Doppelkörper war Hellmark praktisch nichts unmöglich.

Er konnte sich mit ihm auf dem tiefsten Meeresgrund ebenso frei und unabhängig bewegen wie in der eisigen Kälte des Weltraumes, wie in der Glut einer Sonne oder der Todesstrahlung einer Brennkammer in einem Atomreaktor.

Björns Zweitkörper bestand aus einer ätherischen, feinstofflichen Substanz, die von keinem Element angegriffen und vernichtet werden konnte. Allein ausschlaggebend für die Entstehung des Zweitkörpers war Hellmarks Geist. Wenn der Körper, der diesen Geist bewirkte, ausgelöscht wurde, dann gab es auch keinen Macabros mehr.

Ein Gedanke führte Macabros in die äußerste Höhe. Schwerelos schwebte er zwischen den fahlgrün glühenden Stalaktiten, und er fand

seinen Verdacht bestätigt, daß diese unterhalb der achteckigen Platten begannen.

Er sah auch, wie an der Felsendecke Kristalle entstanden, die sich verflüssigten und erste Ansätze für die späteren, gewaltigen Stalaktitensäulen schufen. Die Flüssigkeit kam aus der Erde darüber. Und er hörte das Rauschen und Plätschern, als wäre darin ein Fluß eingesperrt, der sich langsam und unendlich mühsam einen Weg durch das poröse Gestein wühlte.

Rätsel über Rätsel…

Es waren Hunderte von Stalaktiten, die Macabros unter die Lupe nahm. In keiner einzigen aber entdeckte er den Inder.

Der erste Verdacht, den er gehabt hatte, daß die Platten außerhalb des Dämonentreffpunktes Fallen waren, in denen Lebewesen versanken, um dann hier in den Röhren eine grauenvolle Umwandlung in irgend etwas zu erfahren, bestätigte sich nicht.

Irgendwo aber mußte Mahay doch geblieben sein! Hellmarks Herz war voller Sorge.

Am Ende der domartigen Höhle gab es einen Durchlaß, den normalgroße Zweibeiner benutzen konnten, ohne mit dem Kopf anzustoßen.

Der Raum jenseits der riesigen Stalaktitenkammer war düsterer. Aber – in ihm lebte etwas.

Macabros sah viele vermummte Gestalten, die sich wie Schatten bewegten.

Ebenso lautlos kam er näher.

Noch niemand hatte ihn bemerkt.

In der Höhle roch es nach Rauch, der von mehreren kleinen, wenig Licht spendenden Feuern aufstieg. Die Wand, vor der die Vermummten hantierten, sah zerklüftet und porös aus. Es gab riesige Nischen und Löcher, als wären sie hineingesprengt oder von einer ätzenden Säure hineingefressen worden.

Mit einiger Phantasie konnte man diese riesige Wand mit einem pockennarbigen Antlitz vergleichen, in dem sich etwas bewegte.

Dunkelgrauer, blasiger Schaum trat aus dem Gestein und formte sich zu einem mindestens sechs bis acht Meter durchmessenden Schlauch, der aussah wie ein glitschiger Riesenwurm. Ein Riesenwurm, der zahllose Auswüchse hatte, Tentakel, die hineinreichten in die Löcher und Spalten.

Eine der vermummten Gestalten trug ein messingfarbenes Tablett.

Macabros stand noch zu weit abseits, um neue Einzelheiten zu erkennen.

Noch hatte niemand ihn bemerkt. Die hier versammelt waren, schienen sich auf das geheimnisvolle Ritual zu konzentrieren, das sie begingen.

Macabros versetzte sich lautlos weiter nach rechts.

Da konnte er zwar immer noch nicht die vermummten und eigenartig verschwommen aussehenden Gestalten erkennen – aber er sah das, was auf dem Tablett lag und der bizarren, lebenden Wand entgegengetragen wurde.

Es war Rani Mahays abgeschlagener Kopf.

*

Er mußte zweimal hinsehen, um es zu glauben.

Bowles stand tatsächlich am Fenster und machte einen abwesenden, verschlafenen Eindruck.

Balmore wollte schon rufen, unterließ es jedoch im letzten Augenblick.

»Na warte«, knurrte der Engländer, »mich so an der Nase herumzuführen. Das werd' ich dir bei Gelegenheit heimzahlen…« Er fuhr umgehend mit dem Lift nach oben.

Ohne zu klingeln, betrat Balmore diesmal die Wohnung.

Auf Zehenspitzen schlich er sich an und öffnete vorsichtig die Tür zum Schlafzimmer.

Bowles stand noch immer am Fenster.

Er fuhr sich durch die Haare und rieb sich die Augen.

Dann knarrte eine Diele unter Balmores Schritten, und Bowles wirbelte mit leisem Aufschrei herum.

»John?« fragte der Schlagersänger verwirrt. »Verdammt, was ist denn jetzt los? Wie kommst du denn in die Wohnung?«

»Wenn du auf Telefonanrufe und Klingeln nicht mehr reagierst, dann muß man einen anderen Weg wählen, um dich an deine Verpflichtungen zu erinnern.«

»Verpflichtungen?« echote Bowles.

Balmore nickte und ließ den Freund keine Sekunde aus den Augen. »Alles vergessen, was wir uns für heute morgen vorgenommen haben?« fragte er nur. Bowles gefiel ihm nicht. Er wirkte verwirrt und unsicher. Seine Hände zitterten wie die eines alten Mannes oder Trinkers, als er sich durchs dichte Haar fuhr. »Der Produzent wird sauer sein…«

Um Bowles' Lippen zuckte es. »Wie spät ist es jetzt?«

Balmore sagte es ihm. »Wir schaffen es nicht mehr… Zu spät! Wo bist du nur gewesen?«

»Gewesen? Im Bett…«

»Nein!« Da sagte John Balmore ihm alles.

»Du warst schon mal hier?«

»Ja, zum Teufel! Ich sagte es doch gerade!« Balmore fing an, die Nerven zu verlieren. Er warf die Tüte mit den Brötchen mitten auf das

zerwühlte Lager. »Ich hab' dich überall gesucht. Die Wohnung war leer… wo hast du denn gesteckt? Hast du mit irgendeiner hier im Haus gepennt?«

»Wie kommst du denn darauf? Ich habe hier gelegen und bin vor ein paar Minuten aufgestanden. Allerdings mit einem ziemlich dicken Kopf. Nein, es ist nicht, was du denkst – ich habe gestern abend keinen Tropfen getrunken. Es muß der Traum gewesen sein…« Er sprach leise, und seine Stimme klang schwach.

Balmore wollte etwas sagen. Da fiel ihm auf, daß es etwas an Bowles gab, das er die ganze Zeit über schon sah und vor Wut und Enttäuschung doch nicht mit bewußten Sinnen aufnahm. »Heh…«, sagte er verwundert. »Wie siehst du denn aus? Deine Augenbrauen… deine Haare… die sind ja völlig versengt!«

Bowles zuckte zusammen. Er war blaß. Mit unsicheren Schritten wankte er zum Spiegel und betrachtete sein Konterfei.

»John«, preßte Vincent Bowles kaum hörbar hervor, »dann… war es kein Traum… Ich wollte es nicht wahrhaben – aber ein Zweifel ist nun ausgeschlossen. Ich war… drüben.«

»Drüben?«

»In Vaii-peen…«

Balmores Augen verengten sich. »Nie gehört… hast du 'nen Trip gemacht, Vince? Mach keinen Quatsch! Du hast das Zeug nie gebraucht, nie angerührt. Du wirst doch nicht…«

»Ich nehm' keine Drogen, das weißt du, und doch klingt das, was ich dir zu sagen habe, wie der Bericht von einem Horror-Trip. Ich weiß nicht, was es war, wie es passiert ist – ich habe diese Welt verlassen,… daß ich mir nicht sämtliche Kopfhaare verbrannt habe, John, ist wohl ein Zufall und der schnellen Reaktion Chomools zu verdanken.« Er gab sich einen Ruck und sah den Freund mit festem Blick an. »Es hört sich verrückt an, was ich dir zu erzählen habe, aber es ist die Wahrheit. Du bist dir ganz sicher, daß ich nicht in der Wohnung war, als du nach mir gesehen hast?«

»Ich habe jede Ecke nach dir abgesucht.«

»Das ist der Beweis«, entgegnete Bowles mit fremd klingender Stimme. »Ich war weit weg – und bin erst vor wenigen Minuten zurückgekehrt, ehe der Feuerstrahl aus dem Maul des Drachens mich vergleichen ließ wie eine Motte im Kerzenlicht.«

Dann berichtete er stockend von dem, was er erlebt hatte, von dem maskierten Besucher namens Chomool, dessen mysteriösen Andeutungen und der Stadt Vaii-peen, wo der Kampf der Drachen mit den Drachentötern stattfand, um keinem Volk die Chance zu geben, je die Herrschaft allein auszuüben.

Er schloß mit den Worten: »Ich wurde Zeuge, wie ein Mensch gegen einen Drachen kämpfte und wie vermutlich die Einwohner eines

fremden Planeten dies mit unverhohlener Begeisterung verfolgten. Das Untier entdeckte mich und stampfte auf mich zu. Da tauchte Chomool, der mich zuvor verlassen hatte, erneut wie ein Geist auf. Er riß mich zurück – in meine Welt, gerade noch rechtzeitig. Ich sah die Feuerwand vor mir und fühlte die atemraubende Hitze – dann fiel ich. Chomool entschuldigte sich noch, daß er mich so lange allein gelassen hatte. Es sei etwas Unerwartetes eingetreten. Er würde es mir später erklären… er will wiederkommen, um mich in meine Aufgabe einzuweihen…«

Sprachlos starrte John Balmore den Freund an, als dieser geendet hatte. Nicht ein einziges Mal hatte er ihn während seiner Berichterstattung unterbrochen.

»Du wirst mich für verrückt halten, ich weiß«, fuhr Bowles mit dumpfer Stimme fort. »Aber jedes Wort entspricht der Wahrheit… du mußt mir einfach glauben. Ich weiß nicht, was und wie es passiert ist, aber es muß mit dem Amulett zusammenhängen, das du mir besorgt hast. Chomool hat es angesprochen… Er ist der rechtmäßige Eigentümer. Sein Ich und das Okmel, so hat er es bezeichnet, sind auf rätselhafte Weise miteinander verbunden. Er muß es zurückhaben, um wieder frei zu sein. Was das alles zu bedeuten hat, weiß ich nicht… Der es ihm entwendet hat, muß gefunden werden. Wo hast du das Amulett her, John?«

Mit diesen Worten griff Vincent Bowles nach dem Anhänger an der Kette um seinen Hals.

»Zeig her!« stieß Balmore hervor, und er wurde weiß wie Kalk. »Aber…«, stammelte er dann, »aber… das kann doch nicht sein…!«

»Was ist los? Was hast du?«

Ruckartig riß Balmore das Amulett aus Bowles Händen. Das geschah so heftig, daß das Silberkettchen riß.

»Das Motiv…, Vincent… es hat sich verändert. Schau her!« Er öffnete die Hand, so daß das achteckige Gebilde flach und dunkel darin lag und seine Oberfläche genau zu sehen war.

Aus dem gesichtslosen Kreis war ein Doppelantlitz geworden, das links menschliche Züge und rechts den Kopf eines Drachens trug…

*

Zitternd schloß sich Balmores Hand um das Amulett.

»Ich besitze es seit Jahren, habe es aber… nie getragen«, sagte er abwesend. »Ich habe es eines Tages durch einen Zufall gefunden… in einem Trödlerladen… du weißt, daß das ein Hobby von mir ist, in solchen Shops herumzuschnüffeln. Ich stöbere dort oft herum, auf der Suche nach alten und seltenen Büchern, in denen über Magie und Okkultismus geschrieben wird. Zwischen einem Stapel solcher Bücher

lag es auch. Dem Geschäftsinhaber war es nicht mal bekannt. Ich habe es für ein paar Schillinge bekommen… Das Gesicht war nie zu erkennen. Was hast du getan, Vince, daß nun sogar ein Janus-Kopf darauf zu sehen ist?«

»Getan habe ich nichts! Er ist von allein gekommen. Das alles hat mit Chomool und seiner Botschaft zu tun, davon bin ich überzeugt.«

Beide waren verwirrt und konnten sich die Vorgänge und die Fragen nicht beantworten, die wie eine Flut auf sie einstürmten.

Der Gedanke, daß an diesem Morgen eigentlich das Treffen mit dem Schallplattenproduzenten vorgesehen war, stand nicht mehr im Mittelpunkt. Anderes nahm ihre Aufmerksamkeit in Anspruch.

Etwas Unfaßbares, Ungeheuerliches war geschehen und zog sie beide in Bann.

Sie warfen ihren ursprünglichen Tagesplan völlig über den Haufen.

An diesem Vormittag wollten sie den Trödlerladen aufsuchen, um herauszufinden, woher das geheimnisvolle Amulett stammte. Vielleicht konnte der Geschäftsinhaber sich daran erinnern.

Den Abend wollten sie dann auch gemeinsam verbringen.

»Chomool hat versprochen, wiederzukommen, John. Vielleicht geschieht es beim zweitenmal unter günstigeren Umständen. Wenn ich jetzt darüber nachdenke, werde ich das Gefühl nicht los, daß ihm der Übergang von seiner in diese Welt nur unter schwierigsten Umständen möglich war. Sein abruptes Verschwinden muß auch damit zu tun haben. Er wollte mich sicher nicht allein lassen, aber etwas hat ihn dazu gezwungen.

Wenn er diese Nacht wiederkommt, dann wirst du dabei sein, und dann werde ich auch endgültig die Gewißheit haben, daß ich keiner Halluzination zum Opfer gefallen bin.«

*

»Rani – ist tot!« Die Worte, die über Hellmarks Lippen kamen, klangen grauenvoll.

Arson erstarrte.

»Das kann nicht sein!«

Hellmark kam nicht mehr dazu, seine Beobachtung, die er mit Macabros machte, zu präzisieren.

Die Dunkelheit wurde schlagartig noch schwärzer.

Sogar der Widerschein der nicht allzu fernen Vulkane erlosch, als wären sie im Boden versunken.

Die Wolke war riesig und stockfinster, ein wirbelnder Nebel, der sich rasend schnell auf sie herabsenkte.

Dann fauchte und pfiff der Wind und wurde zum Orkan, gegen den sie sich stemmen mußten.

Angriff aus dem Unsichtbaren!

Arson wurde zu Boden geschleudert, Hellmark blieb nur einige Sekunden länger auf den Beinen als der Mann mit der Silberhaut.

Der schwarze Nebel stürzte sich auf sie wie ein wildes Raubtier, das sie zu zerfleischen drohte.

Den beiden Männern raubte es den Atem.

Sie krochen über den Boden und mußten all ihre Kräfte aufbieten, um gegen das unheimliche Ereignis anzukommen.

Sie waren schwächer als das, was sie angriff!

Arson wurde wie ein welkes Blatt über den felsigen Boden geweht, Hellmark gelang es unter Aufbietung aller Kräfte, auf die Beine zu kommen.

Er begann zu laufen, so gut dies unter den gegebenen Umständen möglich war.

»Arson… hierher!« preßte er mit größter Anstrengung hervor. Hellmark hatte das Gefühl, als würde seine Schwäche zunehmen.

Jede Bewegung fiel ihm schwer, selbst das Rufen.

Er versuchte, sich auf seinen Zweitkörper zu konzentrieren.

Macabros! Mit ihm hatten sie möglicherweise eine Chance, diesem unerwarteten Angriff aus dem Nichts zu entgehen.

Doch was war das?

Der blonde Mann von Marlos erkannte voller Entsetzen, daß sein Ruf nicht ankam. Das unsichtbare Band zwischen ihm und Macabros war zerschnitten!

*

Die schwarze Wolke – das war keine natürliche Erscheinung! In ihr wirkte eine Kraft mit, die sie in diese verteufelte Situation gebracht hatte.

Hellmark taumelte durch die Welt, die so schwarz geworden war, daß er die Hand nicht mehr vor Augen sah.

»Arson! Wo bist du?«

Keine Antwort…

Entweder hatte der Freund die Kraft nicht mehr, sich zu artikulieren, oder er war inzwischen so weit von ihm abgetrieben worden, daß sein Ruf ihn nicht mehr erreichte.

Hellmark schlug matt um sich, hatte das Schwert gezogen. Aber da war kein Gegner, den er hätte zurückschlagen können.

Mit dem Schwert des Toten Gottes hätte er möglicherweise einen Erfolg erzielen können – aber auf Ak Nafuurs ausdrücklichen Wunsch hatte er es in der Geisterhöhle von Marlos zurückgelassen.

Die Dämonenmaske!

Er trug sie bei sich, konnte sie jedoch nicht aus der Tasche ziehen.

Er torkelte durch die Schwärze und den Sturm, dem er keine natürliche Ursache zuschrieb.

Hier waren magische oder gar dämonische Kräfte am Werk, die den richtigen Zeitpunkt zum Angriff abgewartet hatten.

In dem Moment, als er mit dem Gedanken fertig werden mußte, daß man Mahay getötet hatte, war der Angriff durch die schwarze Wolke erfolgt.

Er wußte nicht, in welche Richtung er kroch und taumelte. Mehr als einmal wiederholte er den Versuch, Macabros als Hilfe herbeizuzitieren. Aber nichts tat sich. Das geheimnisvolle Spannungsfeld zwischen ihm und seinem Zweitkörper existierte nicht mehr, und er wußte nicht, was Macabros in diesen Sekunden sah, hörte und tat…

Sein Weg durch die Schwärze dauerte – so kam es ihm vor – eine Ewigkeit. Er wußte nicht, wie lange er unterwegs und wie weit die Entfernung war, die er zurückgelegt hatte.

Es wurde ihm nur die entsetzliche Schwäche bewußt, unter der er litt und die seine Eigeninitiative merkbar einschränkte.

Er war wie ein Roboter und lief nur noch in eine bestimmte Richtung, ohne zu wissen, ob er tiefer in die schwarze Wolke geriet oder sich ihrer Randzone näherte.

Das Letztere schien der Fall zu sein.

Der dichte schwarze Nebel lockerte sich auf. Hellmark sah einzelne Schleier vor seinen Augen davonschweben, die Schlieren dünner werden.

Schattenhafte Umrisse, deren Ränder dunkelrot und geheimnisvoll glühten, ragten rings um ihn empor.

Es kam ihm so vor, als befände er sich in einem riesigen, unüberschaubaren Wald, der aus schwarzem, glattem Fels bestand. Die Stämme aus Stein waren kolossal. Sie ragten mehrere hundert Meter in den düsteren Himmel, an dem die Wolke sich verzog.

Die glühenden Ränder – das waren Spiegelungen aus Lavaseen, die zwischen den Stämmen lagen. Wie Krater…

Irritiert, müde und erschöpft blickte Björn Hellmark sich in der neuen Welt um, in die er geraten war.

Das war eine Stadt!

Die gigantischen Säulen, die er für Baumstämme gehalten hatte, waren turmartige Gebäude, in denen sie hausten!

Sie – die Drachen!

Er war im Land der Drachen, die die zweite beherrschende Spezies auf dieser Welt waren, die in einer anderen Dimension lag.

Zwischen den Behausungen entstand Bewegung.

Die Bewohner tauchten auf und umringten ihn.

Mächtige, echsenhafte Geschöpfe, von denen das kleinste eine

Höhe von mindestens drei Meter hatte, das größte etwa fünfzehn Meter.

Hellmark taumelte im Kreis und hielt das Schwert kraftlos umklammert.

Gegen diese Übermacht hatte er keine Chance…

Er befand sich in einem Zustand, in dem er nicht mal fähig war, den Kampf mit einem einzigen dieser Drachen aufzunehmen.

Die riesigen Augen der unheimlichen Bewohner waren auf ihn gerichtet.

Zwei, drei der kleineren Drachen hoben bedächtig die Vorderpranken, die wie Klauen geformt waren.

Dann schoß etwas auf Björn Hellmark zu.

Es waren lange, fingerdicke Fäden, die sich zunächst um seinen Arm wickelten.

Sie waren schwer wie Blei und zogen die Hand herab, die das Schwert hielt.

Die eigenartigen Fesseln trafen seine Schultern und wickelten sich wie selbständige Lebewesen um seinen Leib und seine Brust.

Hellmark ging in die Knie. Er meinte, Zentnergewichte würden auf ihm lasten.

Dann lag er verschnürt wie ein Paket am Boden und konnte keinen Finger mehr rühren.

Er war ein Gefangener der Drachen!

Die Klaue eines Drachen senkte sich auf ihn herab. Langsam, bedächtig, als genieße derjenige es, Hellmark in Angst schwelgen zu lassen.

Björn wurde emporgehoben.

Die Nachwirkungen des magischen Feldes, das ihn auf der Flucht hierher ständig umgeben hatte, waren noch immer zu spüren. Sie schwächten sich nicht ab, im Gegenteil, es kam ihm so vor, als würden sie sich noch verstärken.

Mit aller Willenskraft versuchte er der Schwäche Herr zu werden. Für Sekunden gelang es ihm tatsächlich.

Da bekam er auch wieder Kontakt zu seinem Zweitkörper…

*

Auch Macabros litt unter dem Zustand, in den Björn Hellmark geraten war.

Er war weniger beweglich und verlor an Energie, aber selbst im Zustand voller Beweglichkeit hätte er das Geschehen nicht mehr beeinflussen können.

Die vermummten Gestalten boten Rani Mahays Kopf als Opfer an!

Das schleimige, aus einem riesigen, röhrenförmigen Schlund und

unzähligen ›Anhängseln‹ bestehende Wesen schob nur seinen Hauptleib nach vorn. Allein er hatte einen Durchmesser von sechs bis acht Metern, und so war für das schmatzende, ringförmige Loch, das sich saugend und schaukelnd dem Tablett näherte, das dargebotene Opfer praktisch nur ein Happen.

Der Schleimring legte sich um Mahays Kopf, dann rutschte er in den Schlund des ungeheuerlichen Wesens…

*

Das Opfer war gebracht!

Björn Hellmark, dem noch durch die Verbindung mit Macabros die Bilder voll zu Bewußtsein kamen, schloß entsetzt die Augen.

Sein Aufbäumen gegen die Kraft, die wie schleichendes Gift seinen Körper schwächte, war nur von kurzer Dauer gewesen.

Nun brach sein Widerstand völlig zusammen.

Erschöpft, als hätte er gegen eine Armee von Feinden gekämpft, wurde er in die Drachenstadt geschleppt…

Die Verbindung zu Macabros erlosch nun endgültig.

Und Macabros, der von der Kraft des Originalkörpers abhängig war, zerfloß am Ort des Geschehens wie ein gespenstischer Schemen…

*

Sie hatten es sich vorgenommen und taten es im geeigneten Augenblick, ohne daß Pepe und Jim dies beobachten konnten.

Danielle de Barteaulieé und Carminia Brado suchten die Geister-Höhle auf.

Jim und Pepe waren weit abseits auf den Feldern beschäftigt, Whiss und Blobb-blobb schliefen. Den beiden Frauen kam es darauf an, die anderen nicht unbedingt mit in ihre Beunruhigung hineinzuziehen.

Wortlos stiegen Carminia und Danielle die Stufen zum obersten Thron hoch. Die Anwesenheit der kostbar gekleideten Skelette störte sie nicht.

Neben dem obersten Steinthron, in dessen Sockel der Name Björn Hellmark gemeißelt war, stand der Behälter, in dem das › Schwert des Toten Gottes‹ lag, war auch die Schatulle, in der die Manja-Augen aufbewahrt wurden.

»Öffne du sie«, forderte die rassige Brasilianerin die Freundin auf. »Noch bevor ich hineinsehe, möchte ich, daß du einen Blick hineinwirfst. Sag mir, was du siehst…«

Danielle nickte und hob den Deckel.

In der großen Schatulle lagen vier faustgroße, rubinrote Gebilde,

die an überdimensionale Kristalle erinnerten. Es waren die versteinerten Augen eines oder mehrerer Schwarzer Manjas. Diese heiligen Vögel lebten einst auf Xantilon. Bisher war es nie möglich gewesen, mehr über die Tiergattung zu erfahren. Was man wußte, war, daß sieben Augen etwa siebenhundert Jahre alt wurden. Es gab Hinweise darauf, daß nach der großen Katastrophe die meisten Manjas umkamen, daß nur einige wenige die untergehende Insel verlassen konnten und auf Schiffen und Booten Zuflucht suchten, mit denen Überlebende des Chaos andere Kontinente ansteuerten.

Was aus den Schwarzen Manjas mit den sieben Augen geworden war, ob es heute versteckt an unzugänglichen Orten irgendwo in der Welt noch welche gab – das entzog sich ihrer Kenntnis. Auch der Zauberpriester Al Nafuur, Hellmarks Geistführer, hatte sich ihres Wissens nach nie darüber geäußert.

Carminia trat vor, um nun ebenfalls nach Danielles Worten sich vom Inhalt des Behältnisses zu überzeugen.

Sie konzentrierte sich nur auf die großen Kristalle.

Es waren vier, übrig geblieben von insgesamt sieben, die Björn erbeutet hatte, die aber zuletzt während gefährlicher Abenteuer – besonders in Verbindung mit den Grauen Riesen – verbraucht wurden.

Carminia schloß die Augen.

Danielle, die das Mienenspiel der Freundin beobachtete, zeigte sich beunruhigt. »Was ist los mit dir?« fragte sie leise.

»Wieviel sind in der Schatulle, jetzt in diesem Moment?« wollte Carminia schnell wissen.

»Vier…« erhielt sie zur Antwort.

»Ich sehe nur drei…, das vierte Auge nehm’ ich wahr wie durch Nebel, jetzt ist es wieder verschwunden, nein, da liegt es wieder und…«

Carminias Hand stieß blitzschnell wie der Schnabel eines Vogels nach vorn, der Beute entdeckt hatte und reagierte, ehe sie wieder verschwand.

Carminia Brado – griff ins Leere! Da war wirklich nichts!

In diesem Moment, als die Hand der Brasilianerin aus dem Behältnis herauskam, hatte auch Danielle de Barteaulieé den Eindruck, daß da wirklich nur drei versteinerte Augen lagen. Aber kaum war die Hand der Freundin wieder außerhalb, sah sie wieder vier Objekte.

»Was hat das zu bedeuten, Danielle? Was geht hier vor? Warum sehe ich nur drei Augen, warum verwischt der Eindruck und wechselt ständig? Ich kann das vierte Manja-Auge weder visuell erfassen, noch materiell ertasten? Was ist zwischen dir und mir – anders?«

»Es ist ein unheimliches Phänomen, zumal hier auf Marlos.«

Danielle wurde zum erstenmal damit konfrontiert.

Für Carminia war es so, als versuche tatsächlich jemand, das vierte Manja-Auge telekinetisch zu entfernen. Bei Danielle trat dieses Phänomen nicht auf.

»Also – ist es eine Täuschung«, konstatierte die Brasilianerin, die durch Zufall erst kürzlich beim Zurücklegen eines Manja-Auges das Unerklärliche wahrgenommen hatte.

Rani, Pepe, Björn und Ak Nafuur hatten sich Manja-Augen aus dem Behälter genommen. Nie hatten sie über eine außergewöhnliche Beobachtung dabei gesprochen.

Carminia nagte an ihrer Unterlippe und holte vergangene Tage in ihr Bewußtsein zurück. Was an ihr oder ihren Sinnen war anders als bei den anderen, die hier auf der Insel lebten?

Nur in einem unterschied sie sich von ihnen. Sie hatte schon mal gelebt… Als Loana. War die Tochter des Hestus gewesen.

War dies ausschlaggebend für das, was sie sah oder zu sehen glaubte?

Mit Danielle erörterte sie das Problem eingehend. Sie fanden keine Lösung, so sehr sie sich auch bemühten.

Die Tatsache, daß sie nur drei Manja-Augen wahrnahm, während Danielle vier sah, machte sie nervös und ängstigte sie.

Jedes Ereignis, das außergewöhnlich war, hatte Björns und ihr Leben und das der Menschen, die ständig und direkt mit ihnen zu tun hatten, stets auf irgendeine Weise verändert.

Carminia maß ihrer Beobachtung allergrößte Bedeutung bei, auch wenn sie sie sich nicht erklären konnte.

»Es ist stärker als das letzte Mal«, fuhr sie fort. »Beim erstenmal war ich erschöpft, geschwächt. Da glaubte ich noch an eine momentane Sinnestäuschung. Aber diesmal ist es mehr. Es ist ein Hinweis darauf, daß ein Manja-Auge weniger da sein muß, als ihr alle zusammen seht. Nur – von euch hat es noch keiner bemerkt. Es kann natürlich auch sein, daß ich durch eine Kraft aus dem Unsichtbaren beeinflußt werde. Ich muß es klären, und Björn muß darüber unterrichtet sein, denn ihn geht es an. Ich fürchte, wenn er nicht auf der Insel ist, kann ich das Phänomen wahrnehmen. Vielleicht hätte ich es auch früher schon bemerkt, wenn ich von Zeit zu Zeit einen Blick in den Behälter geworfen hätte. Aber ich hatte nie einen Grund dafür…«

Sie eilte über die Stufen nach unten. Danielle blieb an ihrer Seite.

Mit sicherer Hand ergriff die Brasilianerin aus dem Waffenvorrat, den sie bei verschiedenen Auseinandersetzungen zwischen dämonisch beeinflußten Gegnern und Dämonen andererseits auf diversen Welten erbeutet hatten, eine Waffe.

Es war ein federndes Langschwert.

Danielle, die in der Zwischenzeit auf der Insel in mancher Stunde im Schwertkampf unterrichtet worden war, nahm sich ebenfalls eines.

»Was hast du denn vor?« fragte Carminia verwundert.

»Ich werde dich auf keinen Fall allein gehen lassen. Wenn du schon nach ›drüben‹ willst, werde ich mit von der Partie sein. Vier Augen sehen mehr als zwei, und zwei bewaffnete Hände erreichen im Notfall mehr als eine Hand. Außerdem kann ich dir mit meinen besonderen Fähigkeiten vielleicht nützlich sein. Wer weiß…«

Da hatte sie recht.

Danielle de Barteaulieé verfügte über einige besondere Fähigkeiten. Sie hatte die Gaben, die sie durch dämonische Macht zugesprochen bekam, ins Gegenteil verkehrt. Sie war eine weiße Hexe.

Carminia nickte. »Gut. Gehen wir gemeinsam…«

Als zusätzlichen Schutz nahm sie noch Velenas Armreif mit. Der konnte ihnen beiden von Nutzen sein, wenn es sich als notwendig erweisen sollte.

Pepe und Jim wurden von ihrem Vorhaben unterrichtet. Dann pflückten sie sich jeweils eine jener besonderen Blumen, die aus den Zaubergärten des Hestus stammten und in faszinierenden Farben schillerten. Björn, Rani und Arson hatten die gleichen Blüten mitgenommen. Sie waren der Schlüssel dazu, um an jenem Fixpunkt, an dem sie ankommen würden, wieder die Rückkehr einleiten zu können.

Beide Frauen verbargen wie die ihnen vorausgegangenen Männer die Blüten in ihrer Kleidung.

Dann sprangen Carminia und Danielle kurz hintereinander in die Spiegelmulde. Als sie verschwanden, sah es so aus, als wären sie in einen See getaucht…

*

Am frühen Nachmittag machten sie sich auf den Weg. Der Laden, in dem John Balmore vor Jahren das Amulett entdeckt hatte, öffnete nur um diese Zeit.

Ein Mann Ende siebzig war Geschäftsinhaber.

Balmore und Bowles betraten den Laden. Es roch muffig nach alten Möbeln, Büchern und Staub.

Mister Evans warf den beiden Besuchern einen raschen Blick zu, grüßte freundlich und fragte, womit er dienen könne.

Balmore rückte sofort mit der Sprache heraus und erklärte, daß er vor vier oder fünf Jahren schon mal im Geschäft gewesen sei, einige Bücher und auch das fragliche Amulett erworben hätte.

Da musterte der Alte ihn.

»Richtig!« bestätigte er dann mit klarer Stimme. »Sie sind mir gleich bekannt vorgekommen, als Sie eintraten.«

»Sie haben mich – wirklich wiedererkannt?« staunte Balmore nicht

schlecht.

»O ja! Meine alten Knochen wollen zwar nicht mehr so recht, aber mein Gedächtnis funktioniert zum Glück noch ausgezeichnet. Wenn ich mal einen Namen gehört und ein Gesicht gesehen habe, dann vergesse ich das nie…« Seine Brille war fast bis zur Nasenspitze gerutscht, und über den dünnen Goldrand hinweg starrte er Balmore an. »Ihr Name… Sie nannten mir damals Ihren Namen…«

»Richtig, ich…«

»Nein, nein, sagen Sie ihn nicht«, fiel der Alte ihm ins Wort. »Ich muß von allein draufkommen. Moment, wie war er denn noch?« Er dachte eine halbe Minute intensiv nach, preßte die Lippen zusammen und murmelte etwas in seinen Bart. Dann klärte seine Miene sich plötzlich auf. »Ja! Balmore… Sie sind doch dieser Mister Balmore, der immer auf der Suche nach Bücher-Raritäten ist. Bücher über rätselhafte Vorgänge und Persönlichkeiten, Praktiken der Magie und des Okkultismus… stimmt's?«

John Balmore war einige Sekunden fassungslos.

»Ja«, sagte er dann und strahlte. »Ich kann es mir kaum vorstellen. Ich war – lassen Sie mich überlegen… hm…«

»Sie waren ein einziges Mal in meinem Geschäft, Sir…«, frischte der Alte seine Erinnerung auf und blies bei dieser Gelegenheit ein paar imaginäre Staubkörnchen von der altmodischen Verkaufstheke. Darauf standen in einem Glaskasten uralte Zinnfiguren, saßen auf einem Gestell mehrere nicht minder alte Puppen mit Porzellanköpfen und lagen ein paar Bücher, ganz in Leder gebunden, schon abgegriffen, aber noch in gutem Zustand.

»Also, das gibt's nicht! Sie haben recht!« machte er aus seiner Überraschung und Begeisterung keinen Hehl. »Ich war ein einziges Mal hier – und Sie erkennen mich auf Anhieb wieder. Dabei liegt mein Besuch einige Jahre zurück. Ich weiß auch nicht, weshalb ich ausgerechnet in Ihrem Laden nur ein einziges Mal gewesen bin, Mister Evans. In sämtlichen Antiquitätengeschäften in und um London habe ich schon geschnüffelt. Es vergeht kaum eine Woche, in der ich das nicht tue.

Aber hierher bin ich nie wieder gekommen. Liegt wohl daran, daß es so weit abseits ist. Richtung New Caledonien fährt man nicht jeden Tag…«

»Da haben Sie sicher recht. – So, und was ist jetzt mit dem Amulett?«

Balmore reichte es ihm über die Theke. Der Antiquitätenhändler schaltete eine zusätzliche Lampe ein, um den düsteren Laden etwas aufzuhellen.

»Was für ein Amulett ist das, Mister Evans? Wissen Sie etwas über seinen Zweck und seine Herkunft?«

Der Alte wiegte bedächtig den Kopf. »Ein seltsames Motiv in einer seltsamen Form, nicht wahr?« murmelte er kaum hörbar, und die Bemerkung war wohl mehr als Selbstgespräch gedacht und nicht als Mitteilung an seine Besucher.

»Als Sie es damals erwarben, wußte ich nichts über diesen Gegenstand. Erst als Sie ihn mir zeigten, erfuhr ich von ihm. Erinnern Sie sich noch, Sir?«

Balmore stutzte einen Moment. »Das ist unglaublich…, ja, es stimmt! Jetzt fällt es mir auch wieder ein. Ich stöberte in einem Bücherberg, fand auch einiges – und zwischen den Deckeln lag dieses Amulett. Die Fremdartigkeit und die geheimnisvollen Zeichen interessierten mich und übten sofort einen eigenartigen Reiz auf mich aus. Ich war besessen von dem Gedanken, zwischen den Büchern die eine oder andere Schrift zu entdecken, die sich vielleicht mit dem Motiv befaßte. Leider war dies nicht der Fall. Danach lag das Amulett dann bei mir zu Hause herum. Andere Dinge und Bücher nahmen meine Zeit in Anspruch. Da ich aus einem unerfindlichen Grund das Amulett für einen Glücksbringer hielt, schenkte ich es vor einigen Tagen schließlich meinem Freund.«

Evans hatte nur mit halbem Ohr hingehört. Die ganze Zeit musterte er das Motiv. »Es kommt mir irgendwie – anders vor«, bemerkte er schließlich. »Haben Sie etwas daran verändert?«

Balmore und Bowles wechselten rasch einen Blick.

»Nicht verändert, Mister Evans«, sagte John Balmore. »Es ist das gleiche Amulett. Das Motiv – ist in der letzten Nacht von selbst herausgekommen…«

Evans sah aus, als hätte er in eine saure Zitrone gebissen. »Jetzt machen Sie aber Scherze mit einem alten Mann…«

»Ich sage Ihnen die Wahrheit. Ich wußte, daß es nicht leicht sein würde, es Ihnen zu erklären. Aber das ist der Grund, weshalb wir hier sind. Mit dem Amulett geht etwas vor, und von ihm geht eine Ausstrahlung aus, die das Leben meines Freundes beeinflußt. Auf Einzelheiten möchte ich nicht eingehen. Nur eins ist für uns wichtig, herauszufinden, wer Ihnen das Amulett brachte.«

Evans betrachtete sich das Objekt mit dem unheimlichen Janus-Kopf noch eine Weile und gab es dann zurück. »Wie Sie wissen, habe ich damals nur die Bücher gekauft. Das Amulett lag dazwischen. Ich weiß nichts über seine Wirkung, nichts über seine Identität. Ich kenne allerdings den Mann, der mir die Bücher brachte…«

»Na, wunderbar!«

Evans winkte ab. »Ob das so wunderbar ist, wird sich noch herausstellen müssen. Vielleicht wußte derjenige, der mir die Bücher verkaufte, selbst nichts über den Gegenstand, der dazwischen lag.«

»Wir werden den Mann danach fragen…«

»Dann bin ich ebenso gespannt darauf wie Sie, Sir. Billy hat nämlich nie darüber gesprochen.

Dabei ist er doch sonst so gesprächig. Das wundert mich. Der alte Knabe scheint wirklich nichts davon geahnt zu haben, das können Sie mir glauben…«

»Sie wissen also, wer die Sachen gebracht hat?«

»Natürlich, Billy Keithel. Es vergeht kaum ein Tag, an dem er nicht das Geschäft betritt. Er hat immer etwas anzubieten. Er stöbert in Kellern und auf Dachböden, findet etwas beim Sperrmüll oder staubt bei seinen Verwandten ab, das er dann bei mir zu Geld macht…« Sie hätten bestimmt noch einiges weiteres Interessantes über Billy Keithel gehört, wäre in diesem Moment nicht die Tür aufgegangen. Die kleine silberfarbene Glocke schlug an. Ein Mädchen, etwa dreizehn Jahre alt, trat ein.

»Das ist Susan«, stellte der Antiquitätenhändler fröhlich fest. »Sie hat noch nie etwas bei mir gekauft, aber dafür bringt sie mir oft die schönsten Sachen. Was hast du denn heute dabei, Susan?«

»Nichts Besonderes, Mister Evans. Einen Stoß alter Zeitschriften…«

Sie wuchtete die große Einkaufstasche, die sie mit sich schleppte, auf die Theke und begann ihre ›Ware‹ auszupacken. »Alte Illustrierten sind dabei, die meisten noch aus der Zeit vor dem Krieg. Ich hab' sie von meiner Grandma bekommen. Außerdem ein paar neuere Magazine und Zeitschriften…«

Sie packte die Sachen stoßweise auf den Ladentisch. Über die alten Zeitschriften zeigte Evans sich erfreut, fragte, was das Mädchen dafür haben wolle, und akzeptierte den Preis, ohne zu handeln.

Die neueren Zeitschriften behielt er auch da und bezahlte ein paar Pennys dafür. Während er dem Mädchen das Geld aushändigte, blätterten John Balmore und Vincent Bowles in den obenauf liegenden Magazinen.

Es war eine Zeitschrift dabei aus Kunstdruckpapier, erst wenige Monate alt. Sie sah noch neu aus, und der Titel – in bizarren, wunderlichen Lettern gedruckt – fiel gerade Balmore sofort ins Auge.

›Amazing Tales‹ hieß das Magazin. Es erschien in mehreren Sprachen und wurde auch in England regelmäßig ausgeliefert.

John Balmore hatte trotzdem noch nie etwas von ihr gehört und gesehen. Dabei war die Thematik gerade für ihn hochinteressant. Das alles fiel in seine Interessensphäre.

Hellsehen, Parapsychologie, Okkultismus und Magie standen im Mittelpunkt.

Die Artikel waren fesselnd geschrieben, die Fotos hervorragend.

Balmore war sofort Feuer und Flamme. »Die Magazine sind etwas für mich, Vince. Such' alle anderen heraus, die du finden kannst. Ich nehm' sie alle mit…«

Der Antiquitätenhändler verabschiedete sich gerade von seiner kleinen Besucherin, und Bowles wollte die Zeitschrift, die er in Händen hielt, für Balmore zur Seite legen, als er plötzlich stutzte.

»Heh, das gibt's doch nicht«, entfuhr es ihm unwillkürlich.

Balmore blickte auf. »Was ist?«

Bowles preßte die Augen zusammen und öffnete sie wieder. Er wurde um eine Spur blasser. »Dieses Bild, John, der Mann, den es zeigt – den kenn' ich…«

Er drehte die Seite so, daß auch John Balmore die Fotografie sehen konnte. Es war eine großformatige Farbaufnahme, die in einem Büro gemacht worden war. Insgesamt waren zwei Männer abgelichtet. Der eine war untersetzt, schon älter, der andere jung, mit sonnengebräuntem Gesicht und blondem Haar.

»Björn Hellmark und Richard Patrick, Initiator und Verleger der ›Amazing Tales‹ im Gespräch. Hellmark, der Mann, der seine Identität lange Zeit verschwieg, wendet sich hiermit zum erstenmal an die Öffentlichkeit, mit der Bitte um Mithilfe…«, las Bowles leise vor.

Worum es dabei ging, interessierte ihn in diesem Moment noch nicht. Dafür überflog Balmore die Zeilen in der Spalte neben dem Bild, wo eine umfangreiche Geschichte berichtet wurde.

Dieser gewisse Björn Hellmark sprach Menschen an, die auf der Suche nach sich selbst waren, die möglicherweise bei sich Talente und Veranlagungen festgestellt hatten oder eine Ahnung oder Gewißheit darüber besaßen, daß sie schon einmal lebten. Jeder, der glaubte, zu dem angesprochenen Personenkreis zu gehören, wurde aufgefordert, Kontakt mit dem Verlag der »Amazing Tales« aufzunehmen. Richard Patrick und seine Mitarbeiter wollten jeden einzelnen Fall eingehend prüfen und sollte sich herausstellen, daß der eine oder andere Leser tatsächlich übersinnliche Gaben besaß, oder gewisse Ahnungen hatte, die das Angesprochene betrafen, dann wollte Hellmark sie in ein Geheimnis einweihen. Was für ein Geheimnis das war, darüber wurde kein Wort verloren…

»Der Jüngere, der Blonde, dieser Hellmark – das ist er, John«, sagte Vincent Bowles mit belegter Stimme. »Dieser Mann stand in der Arena, von der ich dir erzählte. Und er ist bei lebendigem Leib verbrannt…«

*

Balmore starrte ihn an wie einen Geist.

»Das sind keine Zufälle mehr, John. Hier kommt verdammt viel zusammen. Und nun laß' dir die Adresse geben, damit wir zu diesem Billy Keithel kommen. – Über alles andere sprechen wir später…«

Evans schien von dem leise gesprochenen Dialog nichts

mitbekommen zu haben. Jedenfalls deutete er nichts an.

Er gab Balmore die Adresse seines Freundes. »Wenn Sie Glück haben, Sir, könnten Sie ihm sogar hier noch begegnen. Er kommt bestimmt heute noch vorbei. Wie ich Billy kenne, hat er wieder etwas aufgetrieben, das er zu Geld machen kann… Wenn Sie noch ein bißchen Zeit haben, dann warten Sie doch hier. Es dürfte sich gerade für Sie lohnen«, sprach er Balmore direkt an. »Ich habe ’ne Menge interessanter Sachen. Auch hinten im Laden. Bücher aus dem siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert…«

»Ich werde sie mir auf alle Fälle ansehen, Mister Evans. Ich komme in den nächsten Tagen bestimmt noch mal vorbei…«

»Wie Sie wollen, Sir…«

Evans sah ihnen nach, wie sie davonfuhren. Billy Keithel wohnte genau am entgegengesetzten Ende im Stadtteil Soho.

Das alte Haus hatte seit dem Zweiten Weltkrieg keinen Anstrich mehr erhalten. Die Fenster und Läden waren schmutzig, zwei Etagen standen leer.

Billy Keithel wohnte laut Namensschild im ersten Stock.

Vor dem Haus stand ein Polizeifahrzeug, ein Beamter saß am Steuer.

Die Tür zum Haus stand weit offen. Ohne zu klingeln betraten Bowles und Balmore das Gebäude, standen gleich darauf vor der Wohnungstür Keithels und wunderten sich schon, daß die nicht geschlossen war.

In dem handtuchschmalen Korridor hielten sich zwei Personen auf. Ein Bobby und eine ältere Frau. Der Polizist machte einige Notizen und wurde dann auf die beiden Männer aufmerksam.

Die Frau trat näher. Sie ging ein wenig gebückt, war schon sehr alt. Ihr Gesicht war blaß, ihre Augen waren gerötet.

Balmore erkundigte sich nach Billy Keithel. »Es ist doch richtig, daß er hier wohnt, nicht wahr?« Das Ganze kam ihm merkwürdig vor.

Die Frau nickte. Ihre Augen füllten sich wieder mit Tränen.

»Es ist… richtig… ja… er hat hier gewohnt, Sir… ich bin die Nachbarin, die sich hin und wieder… um ihn gekümmert hat… Mister Keithel ist… vor einer Stunde gestorben…«

*

Er fühlte sich elend und ärgerte sich, daß er in die Falle gelaufen war wie ein Anfänger.

Aber dann sagte er sich, daß schon unmittelbar nach dem Übergang etwas Ähnliches hätte passieren können.

Nun war er in der Hand der Drachen, getrennt von Arson, über dessen Schicksal ihm nichts bekannt war, und er wußte ebensowenig

darüber, was man von ihm wollte.

Die riesigen Geschöpfe, die auf der Erde Abscheu und Angst hervorriefen, verhielten sich andererseits erschreckend menschlich.

Menschlich im Sinn ihrer Handlungsweise. Sie hatten ihn gefesselt – auf ihre Weise. Das taten Tiere nicht.

Sie schleppten ihn davon.

Sie hatten eine Stadt – und einen Palast. Dort war ›ihr König ‹ zu Hause.

Ein besonders prächtiges, großes und starkes Exemplar, und wenn er sich vorstellte, daß ein solches ›Ungetüm‹ einen Mann aus Vaii-peen, der nur geringfügig größer war als er, gegenüberstand, fragte er sich, welche Chance ein Schwertkämpfer gegen einen solchen Koloß überhaupt hatte.

Der Palast war eine Felsenhöhle, die im gleichen Krater untergebracht war wie der Vulkan.

Die Hitze, die in der Luft lag, war unerträglich.

Rauchschwaden zogen durch die Höhle. Brunnen standen überall herum, aus denen Feuerkaskaden sprangen. Seitlich des riesigen Thrones, auf dem der Drachenkönig hockte, floß donnernd und brausend ein ›Wasserfall‹, der aus purer Lava bestand. Der See darunter glühte und dampfte. Das Land der Drachen war keins für die Menschen. Ihre Lebensbedingungen unterschieden sich gewaltig voneinander.

Unsanft wurde Björn Hellmark auf den Boden herabgelassen.

Der Mann von Marlos landete vor den Füßen des Kolosses.

»Du bist ein Fremder. Du kommst nicht aus Vaii-peen, gehörst nicht nach Xanoeen«, ›hörte‹ er die Stimme in seinem Hirn. »Wer bist du? Woher kommst du?«

Sein Gegenüber beherrschte die Gabe der Telpathie. Sie waren intelligent, obwohl sie wie Bestien aussahen. Sie hielten ihn für einen Feind. Im gewissen Sinn war er das auch. Als Eindringling mußte er damit rechnen, festgenommen zu werden.

»Bist du ein Spion?«

»Nein«, dachte Björn nur. Durch seine ›Gedankengespräche‹ mit Al Nafuur war er an diese Art der Kommunikation gewöhnt. »Ich komme aus einer anderen Welt – und ich habe einen Auftrag.«

»Also bist du doch ein Spion!«

Die Stimme erfüllte ihn dröhnend.

Björn war außerstande, sich aufzurichten. Die Fesseln hinderten ihn daran. Er war völlig hilflos. Er lag flach auf dem Boden, und die Höhe zum Kopf des Drachen-Kolosses kam ihm dadurch um so gewaltiger vor.

»Nein! Meine Aufgabe ist es, den König der Drachentöter zu suchen und ihn zum Kampf zu stellen…«

Er spürte Verwirrung und Unsicherheit. Die Gefühle wurden von außerhalb in ihn hineingetragen und schwemmten sein eigenes Empfinden hinweg. Björn glaubte, daß diese Stimmungsschwemme von jenen stammten, die ebenfalls im Vulkan-Palast anwesend waren. Auch bei ihnen handelte es sich um Telepathen, und das eigenartige Zwiegespräch zwischen dem Drachenkönig und ihm wurde von ihnen aufmerksam verfolgt.

»Ich hatte nicht die Absicht, den Drachen zu begegnen und in die Drachenstadt zu kommen«, präzisierte er seine Gedanken. »Ihr habt mich geholt…«

»Das ist eine Lüge!«

Björn ließ seinen Gedanken freien Lauf. Die ganze Szenerie dessen, was er gesehen und erlebt hatte, ließ er vor seinem geistigen Auge abrollen. Er mischte das Abenteuer mit der schwarzen Wolke mit dem Erlebnis, das Macabros in der einen Höhle gehabt hatte.

»Unser Weg sollte nach Vaii-peen führen. Warum habt ihr uns angegriffen?« gipfelte seine Gedankennachricht in dieser Frage.

Hier war – unter welchen Umständen auch immer – ein Dialog möglich. Er hatte es mit fremdartigen Geschöpfen einer ebensolchen Welt zu tun. Aber es wies einiges drauf hin, daß kein dämonischer Sinn hinter allem stand.

Dämonie und Magie aber schienen dennoch eine Rolle gespielt zu haben. Die schwarze Wolke und was daraus für Arson und ihn resultierte waren ein Hinweis darauf. Waren die Drachen dafür verantwortlich zu machen oder war eine andere Kraft wirksam geworden, die sie bestritten, zu kennen?

Wenn dies der Wahrheit entsprach, dann mußte es auch möglich sein, den Irrtum aufzuklären. Denn eine auf Dämoneneinfluß zurückgehende Gefahr würde den Bewohnern des Drachenlandes wohl kaum unbekannt sein.

Aber – sie war es!

»Du kennst offenbar die Vergangenheit sehr gut, Fremder.« Der Drachenkönig führte die telepathische Unterredung unbeirrt weiter. »Es gab Versuche, Dämonismus und Magie einzuführen. Hätte dies alles uns allein genützt, wären wir sehr wohl damit einverstanden gewesen. Aber das ›zweite Volk‹ – «, damit meinte er diejenigen, die humanoid aussahen, »war stets daran beteiligt. Was uns nützte, half auch ihnen. Wir erkannten den Sinn darin, daß eine dritte Kraft Fuß zu fassen sucht. Wir aber wollen allein herrschen. Und der Tag wird kommen, an dem dies der Fall sein wird. Das ›zweite Volk‹ wird den Kumulationspunkt seiner Entwicklung erreicht haben. Daß es so ist, beweist mir deine Anwesenheit.«

»Was hat sie damit zu tun?«

»Vieles, wahrscheinlich alles. Die Legende – sie ist sehr alt –

stammt aus den Urtagen unserer Väter und berichtet davon, daß einer aus einem fremden Land kommen wird, um den König der Drachentöter vom Thron zu stürzen. Dies ist die Stunde, in der unser Aufstieg und unsere Herrschaft beginnt. Du kennst selbst die alten Legenden – deine Gedanken haben sie mir offenbart.«

»Ich habe dir eröffnet, was ich gesehen, gehört und erlebt habe…«, widersprach Hellmark.

»Ich weiß es besser. Die Vergangenheit liegt weit zurück. Sie wurde für dich lebendig, so daß du glauben mußtest, diesen Dingen begegnet zu sein. An jenem Ort, über den du gekommen bist, herrschen besondere Gesetze. Wir meiden ihn. Alles, was du weißt, ist in ferner Zeit tatsächlich passiert. Es gab einst den Shomk…«

Mit dem Begriff ›Shomk‹ verband sich in der telepathischen Übermittlung des Drachenkönigs eine ganz bestimmte Vorstellung, so daß Björn sofort wußte, was damit gemeint war.

Er beschrieb damit das rätselhafte Schleimwesen mit dem wurmartigen, röhrenförmigen Körper und den zahllosen Auswüchsen, die wie Unterkörper in dem porösen Felsgestein hausten und von den Opfern lebten, die man ihm brachte.

Menschen- und Drachenopfer. Die Vermummten seien Symbole für die unbekannte dritte Kraft, die Fuß zu fassen versuchte und nur eines im Sinn hatte, sowohl die Menschen als auch die Drachen auszurotten.

Dies alles war mit einer merkwürdigen, geistig und emotional nicht richtig erfaßbaren Einstellung verbunden, mit der Björn gewisse Schwierigkeiten hatte.

Er konnte nur als ›Mensch der Erde‹ denken, nicht als Mensch von Xanoeen oder gar als Drache der gleichen Welt.

Diese an riesenhafte Echsen erinnernden Geschöpfe waren intelligent, hatten eine Kultur, wohnten in Städten und hatten – mehr als Erdenmenschen noch – eine hochwirksame Form der Verständigung gefunden. Sie bedienten sich nicht des gesprochenen Wortes, sondern der Telepathie…

Auf der einen Seite ein Übermaß an Intelligenz und Vernunft – andererseits der unbezwingbare Haß auf die anderen, die ›zweite Rasse‹, wie die Humanoiden genannt wurden. Dieser Haß war so groß, daß selbst eine Verbindung mit jenen geheimnisvollen ›Dritten‹ aus dem Dämonenreich für die Drachen nicht infrage kam. Sie hatten völlig richtig erkannt, daß nach einem Niederwerfen der ›Humanoiden‹ sie selbst an der Reihe sein würden. Das wollten sie selbst erledigen. Die Humanoiden sollten auf dieser Welt ausgerottet werden. Wahrscheinlich dachten die ›Humanoiden‹ das gleiche von den Drachen…

Etwas verband diese Völker – etwas trennte sie! Eigenartig…

Björn gab sich allergrößte Mühe zu begreifen, was er auf

telepathischem Weg erfuhr. Die Macht der Gedanken war großartig und umfangreich. Aber es gab Grenzen, an die er stieß, da sie sich mit seinen Wahrnehmungen nicht deckten.

Hier wurde entweder eine Gefahr bewußt ignoriert – was er sich jedoch nur schlecht vorstellen konnte – oder es war wirklich so, wie der Drachenkönig ihm darzustellen versuchte. Das Land zwischen den Felsen und den achteckigen Platten im Boden, die die Doppelgesichter zeigten, war durch dämonischen Einfluß aus der Vergangenheit verseucht, und die Halluzinationen aus jener bösen Zeit hatten sein Denken vergiftet.

Aber auch da paßte einiges nicht zusammen, wenn er berücksichtigte, welcher Art die Botschaft war, die Ak Nafuur ihm hinterlassen hatte.

Da stimmte etwas nicht.

Der Drachenkönig schien ihn mit irgend jemand zu verwechseln. Für ihn war er derjenige, der in der Legende genannt war.

Und Hellmark war schlau genug, aus diesem Irrtum Kapital zu schlagen, als er erkannte, daß dies möglich war.

Man hielt ihn nicht länger fest. Er stellte keine Gefahr für das Drachenvolk dar.

Klauenhände pflückten die an ihm wie angegossen sitzenden Fesseln von seinem Körper.

Hellmark atmete tief durch. Aber dies war in der heißen, trockenen Luft, in der sich die Drachen-Rasse wohl fühlte, für ihn nicht angenehm.

Niemand nahm ihm sein Schwert ab, als er sich mühsam aufrichtete.

Sie starrten ihn alle an. Der flackernde, rötliche Widerschein auf ihren riesenhaften Schuppenleibern bewirkte ein bizarres, lebhaftes Licht- und Schattenspiel.

Jetzt, da er wieder auf eigenen Füßen stand, zwar noch schwach und schwankend, sah er die Umgebung mit ganz anderen Augen.

Es war eine phantastische, schaurigschöne Welt, in die man ihn verschleppt hatte. Glutflüssige Quellen, rauschende und donnernde »Wasserfälle«, die sich in gewaltige Felsbecken ergossen und sternförmig nach allen Richtungen schmale Rinnsale bildeten, die gluckernd und ächzend wieder versickerten. Das alles war für die, die hier lebten, eine Spielerei. Die hier Versammelten genossen die Anwesenheit der Vulkanfeuer.

Einige Drachen, die weiter abseits standen, hatten die Kiefer geöffnet. Manchmal schoß ein greller Flammenstrahl zur Decke und verlor sich in der hitzegeschwängerten Luft…

»Du kannst gehen«, wurde Björn Hellmark mitgeteilt. »Wir werden dich wegbringen aus der Stadt, in der du nicht wohnen kannst und in

der wir dich nicht haben wollen. Du bist nicht unser Feind – aber auch nicht unser Freund. Du bist ein Mittel zum Zweck. Und dessen bedienen wir uns. Nichts weiter. Die Stunde, in der die Prophezeiung sich erfüllt, ist angebrochen. Der König der Drachentöter wird durch deine Hand sterben…«

Selbst wenn es zu der erhofften Begegnung kam, wegen der er schließlich hierhergekommen war, würde der König der Drachentöter auf keinen Fall unter seinem Schwerthieb sterben dürfen. Das war Voraussetzung für eine erfolgreiche Mission.

Doch er hütete sich davor, diesen Gedanken zu wälzen. Er mußte augenblicklich das Mißtrauen jener hervorrufen, die ihn für einen ganz Bestimmten hielten…

So dachte er krampfhaft daran, welchen Weg er einschlagen müßte, um so schnell wie möglich nach Vaii-peen zu gelangen.

»Der Weg ist nicht weit«, erfuhr er. »Die Grenze ist in kurzer Zeit zu erreichen. Jenseits der Vulkanstädte beginnt das flache Land. Dort wohnen die der ›zweiten Rasse‹. Du hättest die andere Seite des Berges wählen können, dann wärst du nicht in unseren Herrschaftsbereich eingedrungen. Aber auf diese Weise haben wir dich wenigstens kennengelernt. Auch von hier aus erreichst du die Stadt Vaii-peen… Unsere Wünsche für den Kampf mit ›ihm‹ begleiten dich…«

So etwas wie Erleichterung klang in Hellmark nach.

Auch das fand er erstaunlich.

Die »Humanoiden«, vertreten im Kampf der beiden Rassen ebenfalls nur durch ihren König, waren von der Größe und Kraft her den feuerspeienden Drachen doch weit unterlegen. Und doch fürchtete man sie wie die Pest. Was für einen Grund hatte dies?

Er fühlte sich noch immer schwach, und ein Versuch, Macabros in der Tabu-Zone noch mal entstehen zu lassen, mißlang. Die Kraft aus der schwarzen Wolke wirkte noch immer nach.

Er hatte die magischen Einflüsse gefühlt, sie waren vorhanden, egal was immer man in der Drachenstadt auch dachte.

Ranis rätselhafter Tod… die Opferung an den »Shomk«, das Verschwinden Arsons…, dies alles wollte er noch versuchen näher zu ergründen. Vielleicht war es nach der Begegnung mit dem König der Drachentöter eher möglich. Schließlich erwartete er – wenn er siegte – eine Botschaft, die auch diese Welt betraf.

Er mußte siegen, obwohl er sich alles andere als imstande dazu fühlte.

Der Weg durch die Nebelwolke hatte ihm arg zugesetzt, noch jetzt wurde er das Gefühl nicht los, daß ihm wie von einem Vampir Lebenskraft abgesaugt worden war.

Ob es damit zusammenhing, daß man von seiner Schwäche wußte oder ihn nur rasch von hier forthaben wollte, konnte er nicht

erkennen, als man ihm das Flugtier zur Verfügung stellte.

Es war echsenhaft, hatte einen flachen Kopf wie eine Schlange und schräg liegende, funkelnde Augen.

Es war ein Tier und nahm keinen telepathischen Kontakt zu ihm auf. Sein Rücken war tief angesetzt, und ein kostbar verzierter Sattel war mit schmalen Bändern rings um seinen Körper gegürtet. Sie sahen aus, als wären sie aus geschliffenen Kristallsplittern zusammengesetzt.

Hellmark erhielt den Auftrag, sich auf den Sattel zu setzen. Die Flugechse erhob sich gleich darauf.

Sie spreizte ihre Schwingen, die eine beachtliche Spannweite hatten. Das Aussehen der Flügel erinnerte an gegerbtes, mit dünnem Gerippe durchsetztes Leder. Entfernt hatten die Schwingen Ähnlichkeit mit denen einer überdimensionalen Fledermaus.

»Sie wird dich an die Grenze bringen. Von da an führt dein Weg allein weiter…«

Es war der letzte telepathische Kontakt, den Hellmark mit dem Drachenkönig hatte.

Sanft stieg die Echse empor. Aus der Höhe sah die Drachenstadt aus wie aus Säulen und Würfeln zusammengesetzt. Die riesigen Höhleneingänge waren flankiert von mächtigen Echsenleibern aus Stein.

Das Licht aus den Vulkanbrunnen und Kratern war noch eine Zeitlang zu sehen. Wie glühende Augen sahen die Lavaseen und -mulden aus, in denen dorthin geleitetes Magma dampfte.

Die riesigen Vulkankrater sahen aus der Höhe aus wie ein gigantischer natürlicher Wall, der das eine Reich von dem anderen trennte.

Über einigen Kratern stand eine Rauchsäule oder Feuerschein, andere waren nur noch riesige, ausgebrannte Löcher, wie Gigantenkamine, die in eine endlose Tiefe führten.

In die – Unterwelt, in jene Hohlräume, von denen er einige mit seinem Zweitkörper aufgesucht hatte?

Gerade durch die Krater und Hohlräume in den Bergen mußten doch auch die Drachen von jenem rätselhaften Bereich etwas wissen, wo die grünschimmernden, durchsichtigen Stalaktiten wuchsen, in denen wiederum embryonales Leben untergebracht war, über dessen Art und Herkunft jedoch der Drachenkönig keine weiteren Ausführungen gemacht hatte.

Die Echse flog nicht sehr hoch. Auf diese Weise konnte er sich im Zwielicht einen guten Eindruck vom Aussehen der Welt unter ihm machen.

Die Kette der Vulkanberge reihte sich in einer langen, geschlängelten Form hin. Einzelne Krater stachen durch eine besondere Größe oder Form hervor.

Der geheimnisvolle Glutschein in den Kratern und am Himmel verlieh dieser Landschaft etwas Phantastisches und Unwirkliches. In der Dunkelheit tauchte ein riesiger Vulkansee auf – und sofort waren Flugechse und Luftreiter von gleißendem Licht umgeben, als hätte der Kegel eines Scheinwerfers sie eingefangen.

Dann tauchte das Flugtier wieder ein in die Dämmerzone.

Der Weg führte durch bizarr geformte und fremdartig beleuchtete Schluchten, über Krater und Plateaus hinweg, und Björn hatte das Gefühl, die Erde am Morgen nach der Schöpfung zu erleben. Er wußte, wenn er je zurückkehrte, würde er diesen Anblick nie vergessen.

Dann änderte sich die Landschaftsstruktur. Die Berge flachten ab, sie verloren ihr bizarres, pittoreskes Aussehen. Eine steppenartige Ebene folgte, in der Bäume vereinzelt und in Gruppen standen. Sie sahen aus wie knorrige, in die Höhe geschossene Büsche, an denen vertrocknetes Laub hing.

Unendliche Einsamkeit und Weite wehte ihn plötzlich an, und unwillkürlich wurde er noch aufmerksamer. Er beobachtete die unter ihm liegende Welt mit noch wachsameren Blicken. Vielleicht war es auch Arson gelungen, dem magischen Wolkengebilde zu entkommen. Wenn er mit dem Leben davongekommen war, mußte er jetzt noch unterwegs sein.

In die Gefangenschaft der Drachen jedenfalls schien er nicht geraten zu sein. Dann hätte er ihn bemerkt.

Vielleicht hatte er den Weg nach Vaii-peen eingeschlagen?

Oder er irrte in entgegengesetzter Richtung davon.

Es gab noch eine dritte Möglichkeit: Nach dem Zusammenbruch der Wolke hätte Arson im Fall seines Überlebens die sofortige Rückkehr nach Marlos antreten können. Der Weg über den Geist-Spiegel des Hestus stand jederzeit offen…

Hellmark hätte am liebsten an Ort und Stelle nachgesehen. Zu dumm auch, daß er seinen Doppelkörper nicht entstehen lassen konnte. Er hatte das Gefühl, als wäre etwas in ihm zerstört worden, das sich nie wieder reparieren ließ…

Er konzentrierte sich auf die Flugechse.

Aber sie reagierte nicht im geringsten auf seine intensiven Gedanken und veränderte ihre Flugrichtung nicht. Sie hatte ein genau bestimmtes Ziel. Und das hielt sie ein.

Vergebens hielt Björn Ausschau nach dem Freund, dem Mann mit der Silberhaut. Die Landschaft in der Dämmerung wirkte triste und verlassen. Düsternis und Leere bis zum Horizont. Weit und breit kein Lebewesen außer ihnen…

Die Luft, die bei der Flugbewegung entstand, fächelte Hellmarks erhitzten Körper. Das tat gut…

Dann glitt die Flugechse langsam und sanft dem Boden entgegen. Die breite Straße, die sich wie ein kerzengerade gespanntes Band durch die Landschaft zog, erweiterte sich.

Flache Hügel kamen in sein Blickfeld. Dahinter war die Silhouette einer eigenwilligen und riesigen Stadt zu sehen. Mehrere Arenen ragten wie gewaltige Schächte in den nächtlichen Himmel. Lichter waren keine zu sehen. Alles dort hinten jenseits des versteppten Niemandslandes lag in Dunkelheit.

Hellmark wurde noch vor dem Erdwall abgesetzt. Seine Reise war zu Ende.

Er stieg vom Sattel, die Echse schwang sich augenblicklich wieder in die Luft empor und verlor sich in der Nacht.

Er aber war allein – und seine Mission ging weiter. Sie lautete, den König der Drachentöter aufzusuchen und zum Kampf herauszufordern…

*

Er war noch immer nicht ganz der alte und merkte, daß ihm Kraft fehlte, aber das hinderte ihn nicht daran, nun eigenständig seinen Weg auf die andere Seite des flachen Erdhügels fortzusetzen.

Dahinter gab es Bäume in Hülle und Fülle. Sie flankierten die kerzengerade Straße, die durch den offenbar künstlich errichteten Erdwall, der die Grenze zwischen den beiden Ländern darstellte, unterbrochen worden war. Alle auf der Seite der Drachen wachsenden Bäume schienen von diesen entfernt worden zu sein.

Die Vegetation war vielgestaltig. Die Bäume allein waren schon eine Augenweide und lockerten die streng gestaltete Stadt auf.

Turmhohe Häuser, leere Straßen, die jeweils im rechten Winkel verliefen. Die Stadt war angelegt wie ein Schachbrettmuster.

Überall die hohen Bäume mit den kugelförmigen Blättern, so daß sich Hellmark unwillkürlich der Gedanke aufdrängte, sie würden sich mit Einbruch der Dunkelheit schließen wie die Blüten einer Blume.

Er ging durch die breiten Straßen.

Die Fenster in den Häusern waren dunkel.

Björn fragte sich, ob es nach Einbruch der Dunkelheit immer so still und ruhig war. Er versuchte einen Blick durch die Scheiben zu erhaschen. Die Oberfläche spiegelte – er sah nur sich selbst und im Hintergrund die Straße.

In Vaii-peen war die Luft zwar warm, aber angenehm. Die Atmosphäre, in der er sich vorsichtig bewegte, schien seine Lebensgeister wieder anzukurbeln. Er war froh, als er dies bemerkte – und sofort versuchte er, Macabros entstehen zu lassen. Doch die Fähigkeit hierzu schien verloren…

Er kam durch viele Gassen, betrachtete sich von außen die riesigen Arenen, die in bestimmten Abständen das gleichmäßige Stadtbild unterbrachen, und es zog ihn beinahe magnetisch zur größten hin, die alle anderen überragte.

Dieser Arena gegenüber stand ein palastähnliches Anwesen, das von hohen Mauern und Türmen umgeben war.

Das reich verzierte Gittertor stand weit offen.

Hellmark wunderte sich schon über gar nichts mehr.

Es schien, als würde man ihn tatsächlich erwarten… Oder das, was er für ungewöhnlich hielt, war der Alltag auf dieser Welt. Dazu gehörte nicht nur, daß weder die Grenzen noch der Palasteingang durch Wachtposten gesichert waren, sondern daß das feindliche Volk auf der anderen Seite der Grenze nicht einen Überraschungsangriff startete, wenn sie wirklich so machtlüstern war. Allen Gegensätzen und aller Feindseligkeit zum Trotz schien es zwischen den kriegerischen Völkern ein Gesetz zu geben, das sie respektierten. Oder respektieren mußten…

Hellmark ging den breiten Pfad. Er lag zwischen Baumreihen und bestand aus einem marmorartigem Gestein.

Der Hauptbau erinnerte an eine eckige Kathedrale. Viele Kuppeln, Erker, Türme.

Björn ging den direkten Weg. Das Tor zum Palast stand offen. Wieder hielt niemand ihn an und fragte nach seinen Wünschen.

Dann folgte eine riesige Treppe. Hellmarks Schritte hallten durch den domartigen Saal.

Zimmerfluchten zu beiden Seiten hin auf versetzten Stockwerken. Der Reichtum der verzierten Säulen und Wände, die Fresken, die mehrere hundert Meter lang an der Decke entlangliefen und nur Kampfszenen zeigten, waren Kunstwerke, die ihn beeindruckten.

Und dann kam er in den Thronsaal.

Dort stand ein einsamer Thronsitz, und die Tatsache, daß dort jemand saß und ihm entgegenblickte, traf ihn mit einer Intensität, daß ihm ein eisiger Schauer über den Rücken lief.

Vorsichtig, aufs äußerste gespannt, näherte sich Hellmark der Gestalt.

Der Fremde trug einen goldfarbenen Umhang und eine ebensolche Maske, die sein Gesicht verbarg, hauteng anlag, so daß jeder Atemzug den feinen, hauchdünnen Stoff bewegte.

Feucht schimmerte es hinter den Augenschlitzen.

Die Begegnung war für Hellmark wie ein Traum.

»Ich bin Chomool«, sagte die Stimme des Telepathen in seinem Hirn. »Ich weiß, weshalb du gekommen bist. Nur in dieser Nacht konnte es sein. Die Sterne lügen nicht, und die Legenden beruhen auf der Wahrheit…«

»Ähnliches habe ich heute schon mal vernommen«, reagierte Björn in Gedanken, ohne im geringsten die Lippen zu bewegen. »In der Stadt der Drachen, in der man mich aufhielt. Auch dort glaubt man an die Legende…«

»Es heißt, daß einer kommen wird, wenn das Volk des Königs der Drachentöter im süßen Schlummer liegt, nichts hört und sieht und nur der König selbst wacht und auf den Fremden, der ihn töten will, wartet. In jener Nacht, in der Vergangenheit, Zukunft und Gegenwart zusammenfallen, wird das Schicksal über Xanoeen entscheiden.«

Chomool, der Maskierte, erhob sich. Er kam Hellmark entgegen. Der König der Drachentöter war gut einen Kopf größer als er, von kräftiger Gestalt. Sein Gang war federnd, jugendlich.

»Gehen wir«, hörte Hellmark die Aufforderung. »Die Arena ist bereits vorbereitet…«

Er kam aus den Überraschungen nicht mehr heraus, und in seinem Herzen nagten Mißtrauen und Unruhe…

*

In der anderen Welt fügten alle Atome ihrer Körper sich wieder zusammen.

Carminia Brado und Danielle de Barteaulieé kamen dicht hintereinander in der Welt Xanoeen an.

Nacht…

Der Himmel war ohne Sterne. Das fiel ihnen beiden sofort auf.

Und noch etwas registrierten sie augenblicklich.

Keiner der Freunde war in der Nähe.

Das war ungewöhnlich. Zumindest einer war deshalb mitgekommen, um den Rückweg zu sichern. Arson oder Rani sollte an jener Stelle bleiben, von der aus die Rückkehr nach Marlos möglich war. Jeder von ihnen trug deshalb jene besondere Blüte bei sich, die aus den Zaubergärten des Hestus stammte.

»Da stimmt etwas nicht!« Carminias Stimme klang besorgt. Sie fühlte, daß etwas in der Luft lag, etwas, das sie nicht beschreiben konnte, sie jedoch beunruhigte…

Sie sah sich in der Runde um. Danielles Augen befanden sich ebenfalls in stetiger Bewegung.

Die Französin wollte etwas bemerken, als sie im Ansatz innehielt.

Da war ein Geräusch!

Genau hinter ihr!

Sie wirbelte herum, hielt das Schwert sofort abwehrbereit vor sich und war auch schon darauf gefaßt, dem vermeintlichen Feind unter Umständen eine Geschmacksprobe ihrer Hexenkunst zu verabreichen – aber weder das eine noch das andere waren notwendig.

Wer sich da aus der Dunkelheit schälte, silbern schimmernd, erschöpft, war niemand anders als Arson!

»Carminia? Danielle?« fragte er leise, und er war nicht minder verwundert als die beiden Frauen. »Wie kommt… ihr denn hierher?«

»Einfach darauf ist die Antwort«, entgegnete die Brasilianerin. »Durch den Geist-Spiegel. Aber diese Angabe allein genügt dir natürlich nicht. Wir sind gekommen, um Björn eine Nachricht zu übermitteln. Sie kann unter Umständen bedeutungsvoll sein… wo ist er? Wo ist Rani? Was ist geschehen, Arson?«

»Eine ganze Menge in kurzer Zeit.« Er berichtete. »Unfaßbar, nicht wahr? Ich weiß nicht, wo Björn sich in diesen Minuten aufhält. Die plötzlich auftretende Kraft hat uns voneinander getrennt. Ich bin irgendwo gegen einen Felsen geschleudert worden und verlor das Bewußtsein. Als ich wieder zu mir kam, nahm ich sofort die Suche nach Björn auf. Er war nirgends zu entdecken. Dafür stieß ich auf etwas, das nicht sein kann, was gegen alles spricht, das ich zuletzt von Björn erfahren habe. Eine der achteckigen Grabplatten – wie wir sie bezeichnet haben – war verrutscht. Ich fürchtete schon, daß auch Björn in die Tiefe gestürzt wäre, als ich eine leise, ferne Stimme hörte, die um Hilfe rief. Es war die Ranis…«

*

»Aber es konnte nicht sein!« fuhr er fort. »Björn hatte ihn zuvor gesehen – tot. Sein Kopf wurde einem Monsterwesen als Opfer gereicht, ohne daß er es verhindern konnte… Beim Versuch, die Grabplatte vollends zu verschieben, wurde die plötzlich transparent und durchlässig wie Nebel. Fast wäre auch ich in den Schacht gestürzt, der senkrecht in den Fels führt. Von unten schob sich mir jemand entgegen… er stemmte mit letzter Kraft Ellbogen und Knie gegen die Schachtwand, schob sich Millimeter für Millimeter in die Höhe… einer von uns – Björn durch Macabros oder ich – hat etwas wahrgenommen, das nicht sein kann. Und so ist es vielleicht gut, daß ihr unerwartet hier auftaucht… Seht ihr dasselbe wie ich? Kommt mit – ein paar Schritte zurück…, da habe ich ihn gelassen, als ich euch plötzlich wie Geister aus dem Nichts… auftauchen sah…« Er war völlig außer Atem.

Carminia und Danielle folgten dem Mann mit der Silberhaut.

Auf dem Boden, wenige Schritte von ihrem Standort entfernt, lag ein langgestreckter Körper.

»Rani!« Die Französin ging sofort in die Hocke.

Der Inder hatte die Augen geschlossen, er war weiß wie Kalk, und kalter Schweiß bedeckte seine Stirn.

Rani atmete flach und öffnete schwach die Augen, als würde es

ihm allergrößte Mühe bereiten. »Der Schacht… er hätte mir fast… das Leben ausgesaugt«, wisperte er kaum hörbar. »Es sind Gräber… Gräber… für Lebende… Menschenfallen… ich zerschmetterte mir nicht die Knochen, als ich in die Tiefe… sauste… etwas bremste meinen Fall… ich begann sofort zu rufen…, aber niemand konnte mich hören. Ich war eingeschlossen… in Dunkelheit, völlig einsam, gestellt auf mich allein… ich merkte, wie die Kräfte aus meinem Körper krochen, wie jede Bewegung zur Qual wurde… ich kam nur langsam nach oben…, es kam mir so vor, als würden Zentnergewichte auf meinen Schultern lasten… zuletzt konnte ich nicht mehr… Arson, wäre er nicht gewesen – mein Ende…« Er sagte noch ein paar Worte, aber die waren wie ein Hauch, selbst für Danielle, die ihr Ohr an seinen Mund gebeugt hatte, nicht mehr verständlich.

Carminia schloß drei Sekunden die Augen.

Björn hatte falsche Botschaften übermittelt? Indirekt wäre er damit beinahe schuldig geworden am Tod seines besten Freundes!

Ein Zufall hatte Arson auf Ranis Spur geführt. Normalerweise hätte er nicht mehr in den Schächten nachgesehen, da Macabros Ranis Tod bereits mitgeteilt hatte.

»Da kann es einen Zusammenhang geben«, murmelte die Brasilianerin. »Auch ich sehe manche Dinge anders als Danielle zum Beispiel.« Rasch erklärte sie den Grund ihres Hierseins. »Die Unterschiede in deiner und Macabros' Wahrnehmung können eine andere Ursache haben… Björn weiß von alledem noch nichts. Wir müssen ihn warnen. Da geschieht mehr, als er selbst imstande ist zu erkennen…«

Sie schickte Danielle de Barteaulieé mit dem geschwächten Rani auf die Insel zurück. Als die Französin ihre Blume zur Hand nahm und die Stelle bestrich, an der sie zuvor materialisiert war, verschwand sie auf geheimnisvolle Weise. Und den bis über die Grenzen des Zumutbaren geschwächten Freund nahm sie mit…

Arson zeigte Carminia seine Entdeckung.

Die Grabplatte, durch die Rani wie durch Zauberei gesunken war, ließ sich nur als hauchdünner Schemen wahrnehmen.

Arson erholte sich rasch. Die letzten Minuten der Rettungsaktion für Rani Mahay hatten ihn außer Atem geraten lassen.

Was Mahay gezielt durch eine andere Kraft passiert war, provozierte er nun.

Er selbst traf die Entscheidung, in den Schacht zu kriechen. Er bat Carminia darum, über ihn zu wachen. Der Mann aus der Zukunft, der seit geraumer Zeit Gast auf der Insel Marlos war, stemmte sich nach unten. Wenn er abrutschte, war er verloren, denn er zweifelte daran, daß die gleiche bremsende Kraft in Aktion treten würde, um ihn abzufangen. Er stieg unter anderen Voraussetzungen in die Falle, der

rätselhafte Mechanismus, der bei Mahay ausgelöst wurde, hatte mit dem automatischen Öffnen der Falle selbst zu tun.

Carminia sah Arson in die Tiefe gleiten. Dann verschwand er ihren Blicken.

Der Mann aus der Zukunft erreichte ungeschoren das Ende des rätselhaften Schachtes. Er war unten offen, und unmittelbar unter der Öffnung begann der Boden jener Halle, in der sich Macabros aufgehalten hatte.

Arson sah auch die Stalaktiten, aber sie waren nicht mit einer grünen, öligen Substanz gefüllt und enthielten keine Geschöpfe im embryonalen Zustand.

Alle Stollen waren leer. Auch die Wand, die am Ende der aus sich herausleuchtenden Halle deren Ausdehnung begrenzte, bekam er zu sehen, ohne daß sich in der zerklüfteten, porösen Felsplatte etwas zeigte, das auch nur entfernt dem glich, was Macabros gesehen hatte…

Nach seiner Rückkehr teilte er Carminia seine Wahrnehmungen mit. Seine Hinweise waren nicht geeignet, die Stimmung der Frau zu heben.

»Wir müssen ihn finden. Noch gibt es Hoffnung, daß er den magischen Sturm – wie du – überstanden hat. In der Schwärze war es keinem von euch möglich, den anderen wahrzunehmen. Gehen wir von dem Punkt aus, an den du getrieben wurdest und an dem du wieder zu dir gekommen bist…«

Von dort aus gingen sie den direkten Weg am Berg entlang. Der Pfad mündete in eine Schlucht.

Dann ging es sanft bergab, und sie gelangten schnell in eine steppenartige Ebene. Zu ihrer Linken zogen sich mächtige Vulkankrater hin, von denen gespenstischer Schein ausging.

Sie kamen auf eine Allee, die schnurgerade durch die Steppe führte und vor einem Erdwall mündete…

*

Das Erlebnis mit Billy Keithel erschütterte sie beide und zeigte ihnen einmal mehr, daß sie es mit einer Kraft zu tun hatten, die nicht von dieser Welt war.

Für die Nachbarin und den Polizisten war dies »ein normaler Tod«. Balmore und Bowles aber zweifelten daran, daß es so war. Sie sprachen ihre Vermutung jedoch nicht laut aus, um sich nicht lächerlich zu machen.

Für sie stand fest, daß es mit dem Amulett zu tun hatte. In dem Moment, da sie die Chance gehabt hatten, zu erfahren, woher es stammte – starb die einzige Person, die es wissen konnte!

Das war kein Zufall, dahinter steckte Methode…

Trotz der Enttäuschungen und der offensichtlichen Gefahren, die der Besitz des Amuletts mit sich brachte, war Vincent Bowles nicht bereit, seine Nachforschungen aufzugeben oder das Amulett einfach wegzuwerfen.

Jetzt wollte er den Dingen erst recht auf den Grund gehen. Das Ganze mußte einen Sinn ergeben. Und wenn es ein tödlicher war…

Sie waren wieder in Bowles’ Wohnung.

Eine richtige Unterhaltung kam nicht mehr zustande. Beide Männer standen unter einer beinahe unerträglichen Spannung.

Balmore versuchte sie dadurch abzubauen, daß er versuchte, in den Magazinen ›Amazing Tales ‹, die er im Antiquitätengeschäft erworben hatte, zu lesen. Er erfaßte nicht den Sinn des Geschriebenen, konnte sich nicht konzentrieren.

Die beiden Männer tranken keinen Alkohol. Sie wollten vollkommen munter und aufnahmefähig sein, wenn ›es‹ geschah…

Sie tranken Cola und Tee.

»Ich hab’ kein gutes Gefühl«, sagte Bowles unvermittelt. »Vielleicht war’ es doch besser, abzuhauen und das Ding in die Themse zu werfen…«

»Wie kommst du auf einmal darauf?«

»Wir können nichts ausrichten, egal, was Chomool auch immer von mir erwartet. Der ehemalige Besitzer konnte zwar ausfindig gemacht werden, aber das allein nützt wohl nichts. Er kann es dem ursprünglichen Inhaber nicht mehr zurückgeben… Ich habe Angst, John…«

»Unsinn! Er hat dich schließlich gerettet. Wenn er etwas Böses im Schild führen würde, hätte er längst Gelegenheit gehabt, das zu tun. Denk’ an letzte Nacht!«

»Nur mit Grauen…«

Da flackerte das Licht. Die Deckenleuchte erlosch.

Mit leisem Aufschrei fuhr Bowles zusammen.

»Warum bist du nicht allein?« hörte er da die Stimme in seinem Bewußtsein. John Balmore empfing sie zur gleichen Zeit.

»Ich hatte Angst – ich fing an, meinem Verstand zu mißtrauen. Aber es gibt dich wirklich! Warum hat das Amu… das Okmel sich verändert?« Bowles konnte sich einfach nicht daran gewöhnen, seine Worte nur zu denken. Er sprach halblaut.

In der Dunkelheit raschelte es. Die beiden Freunde registrierten die Gestalt im goldfarbenen Mantel mit der goldfarbenen Maske.

Der Fremde stand genau vor ihnen.

»Ich werde dir – euch – alles erklären. Die Zeit drängt, und sie ist im Moment günstig«, ertönte die Telepathenstimme in ihren Gehirnen.

»Aber ich konnte den Auftrag nicht erfüllen«, sagte Bowles schnell.

»Wir haben den Mann gefunden, der es vor uns besaß… aber er starb eine Stunde vor unserer Ankunft.«

»Ihr Werk…«

»Wessen, Chomool?«

»Das Werk derer, die Fuß fassen wollen und mich gefangenhalten. – Vielleicht ist es gut, daß ihr zu zweit seid. Kommt beide mit, helft mir, ehe es zu spät ist und unsere Chancen vergehen…«

Wieder raschelte es. Der goldene Umhang bewegte sich. Bowles und Balmore spürten zur gleichen Zeit eine sanfte, geisterhafte Bewegung, dann kam es ihnen so vor, als würde ihnen der Boden unter den Füßen weggerissen. Sie fielen und griffen instinktiv nach vorn, um den Fall abzufangen. Aber da standen sie schon wieder.

Das war nicht der Raum, in dem sie sich noch eben aufgehalten hatten. Der Übergang in eine andere Welt, in die andere Dimension war erfolgt.

Chomool, der Maskierte, war nun besser zu erkennen.

Die Aura, die seinen Körper umgab, schwang impulsartig.

»Noch kann ich mich euch nicht so zeigen, wie ich wirklich bin«, erklärte er auf gedanklichem Weg. »Das Okmel von Lavonn läßt es nicht zu… damit zu tun hat auch das Okmel mit dem ›einen wahren Gesicht‹. Es hat auf meinen Hilferuf reagiert – über die Räume und Dimensionen hinweg, und es hat mir den Weg geöffnet, den die ›göttlichen Zauberer‹ einst schufen. Egal, wo immer das Okmel auch hingeraten sollte, es würde meinen Ruf vernehmen…«

Die blumenreiche Sprache Chomools war schon nicht mehr neu für Bowles.

»Es geriet in eure Welt. Durch Kräfte, die aus einem bösen Universum stammen. Das machte so lange nichts aus, solange ich das Okmel nicht benötigte.

Nun aber brauche ich es, und derjenige, der es zur Zeit besitzt, würde meinen Ruf vernehmen und mit Hilfe meines Geistes würde ich in der Lage sein, ihn möglicherweise dorthin zu bringen, wo das Okmel mir wieder von Nutzen sein könnte. Ich bin zur Zeit Gefangener in meiner eigenen Welt. Ich wollte dich nach und nach in die Geheimnisse einweihen, dich nicht gleich mit der Aufgabe und den Gefahren konfrontieren. Aber die Zeit rinnt mir durch die Finger. Ich muß euch ein Geständnis machen. Was ihr von mir seht, ist nicht mein wahrer Körper, nur eine Geisterscheinung, die die Dimensionen durcheilt, auf der Suche nach Hilfe. Nur ihr, die ihr mit dem Okmel direkt zu tun hattet, könnt mich sehen und meine Gedankensprache vernehmen. Nur ihr konntet den gleichen Weg gehen, den mein Geist euch vorbereitet hat. Nur durch das Okmel, das mir vor langer Zeit entwendet wurde, das ich so verzweifelt suchte. Erst jetzt, im Angesicht des Endes, habe ich es unter Einsatz aller meiner Kräfte

wiedergefunden. Und so kann es noch mal zum Segen werden für mich.

Meine Bitte an euch ist die: Einer von euch muß den heiligen Gegenstand in den See werfen, der das Zentrum des ›Okmels von Lavonn‹ ist. In der gleichen Sekunde bin ich verbunden mit denen, die mir vorausgingen, mit den Drachentötern, die eine besondere Aufgabe in dieser Welt zu erfüllen haben. Kommt es zu der Verbindung, die ich mir erhoffe, winkt mir die Freiheit. Dann kann ich die Ketten abstreifen und meine wahre Aufgabe erfüllen. Da es dir nicht möglich war…« diese Gedanken betrafen Bowles unmittelbar, »den ursprünglichen ersten Besitzer ausfindig zu machen, weiß ich nicht, ob dein Vorgehen etwas nützt. Ich muß mich darauf einlassen, es ist oder es ist keine Chance. Ich habe nur diesen einen Versuch. Meine Peiniger, die mich gefangen halten, sind im Moment nicht in meiner Nähe. Sie glauben fest an den Sieg, den ich ihnen noch nehmen will, wenn es mir gelingt… durch euch! Ich verbürge mich dafür, euch gesund und unverletzt in eure Welt zurückzubringen, egal wie der Versuch ausgeht. Ich werde euch beide belohnen, wenn der Versuch zur vollen Zufriedenheit ausfällt… Seht euch um! Ihr seid in Lavonn…«

Sie blickten sich um.

In der schummrigen Atmosphäre erkannten sie die Umrisse eines Parks.

Sie standen mitten in dem Gelände. Nur wenige Schritte von ihnen entfernt lag ein Teich. Sein Wasser kräuselte sich leicht unter dem sanften, milden Wind, der die Luft bewegte. Erst jetzt rochen sie auch den betäubenden Blütenduft, der nach Chomools Ausführungen stärker in ihr Bewußtsein drang.

»Im See ruhen die Geister, in ihn werde auch ich einst einkehren, um die ewige Glückseligkeit zu erlangen und die Götter zu schauen. Wenn es mir vergönnt sein sollte, die Pläne derer zu durchkreuzen, die während meiner Herrschaft versuchen, die Vergangenheit neu entstehen zu lassen, Fuß zu fassen und Xanoeen mit dem Bösen zu überschwemmen. Das Volk schläft, ich liege in Ketten – doch mein Geist ist wach. Ich hoffe auf Rettung. Wirf' das Okmel in den See!«

Bowles zögerte.

»Verlier' keine Zeit!«

Er warf einen Blick auf Balmore, dann auf die Gestalt mit dem goldenen Umhang und der Maske, die seinen Kopf wie ein Strumpf völlig verdeckte.

»Okay…« Bowles ging an den Rand des Sees heran und warf noch einen letzten Blick auf das Amulett, auf dem der Januskopf nun von einer grünlich schimmernden Aura umgeben war, als würde das Bild von innen heraus glühen.

Alles, was bisher geschehen war, kam ihm vor wie ein unheimlicher Traum. Bowles handelte wie ein Automat.

Er holte nicht weit aus, versetzte seinem Arm nur so viel Schwung, daß das Amulett etwa in die Mitte des flachen Teiches fiel, einen Moment darauf schwamm wie ein welkes Blatt und sich dann langsam vollsog, um in der Tiefe zu verschwinden.

Als es nicht mehr zu sehen war, kam die Reaktion.

Die Luft ringsum war erfüllt von Wispern und zahlreichen Stimmen, die sich gegenseitig etwas zuzurufen schienen…

*

Das Tor stand weit offen.

Der Maskierte schritt an Hellmarks Seite, der mehr Fragen denn je auf dem Herzen hatte – aber nicht eine einzige stellte, weil er das Gefühl hatte, jedes Wort oder jeder Gedanke wäre unnötig.

Der König der Drachentöter hieß Chomool, und die Prophezeiung, daß einer kommen und mit ihm kämpfen würde, schien es tatsächlich zu geben.

Hellmark aber bezweifelte, daß es sich bei diesem ›Auserwählten‹ um ihn handeln konnte. Als Ak Nafuur seine neunte Botschaft niederschrieb, konnte er den Zeitpunkt, an dem Björn Hellmark seine Reise nach Xanoeen antreten würde, unmöglich kennen. Dagegen sprach schon die Wahrscheinlichkeit, daß er, Hellmark, in einem früheren Abenteuer auf der Strecke bleiben würde und gar nicht mehr dazu kam, nach Xanoeen zu gehen.

Ak Nafuur schien etwas ausgenutzt zu haben. Er kannte die Legende und schickte ihn nun vor, daß Chomool ihm sein Wissen preisgab, das offensichtlich für einen anderen gedacht war…

Sie gingen direkt in die Arena. Als sie in der Mitte standen, drehte Chomool sich um. Die Augen hinter den Schlitzen seiner Maske funkelten wie geschliffene Diamanten.

»Du bist gekommen, mir meinen Anspruch als Herrscher dieser Welt streitig zu machen. Wie im Kampf mit dem Drachen, die dies auch wollen, werden wir uns nach dem ehernen Gesetz darum schlagen. Dem Sieger winkt die Krone…«

Seine Gedanken füllten Hellmarks Bewußtsein. Die Ränge waren leer. In der Arena wirkten die beiden Männer klein und verloren. Das gewaltige Bauwerk türmte sich wie ein Dom ohne Dach rings um sie auf…

Hellmark fühlte noch nicht wieder seine alte Kraft, konnte aber dem Kampf, der ihm gewisse Sorgen bereitete, nicht ausweichen. Dies war die Stunde, in der die Entscheidung fiel…

Chomools Rechte kam unter dem Umhang hervor. Seine Hand hielt

das mächtige Schwert, das das Hellmarks an Länge um gut ein Drittel überragte.

»Beginnen wir!«

Er begann den Kampf ohne ein weiteres Zeichen.

Kraftvoll stürmte er auf den Herrn von Marlos ein.

Björn mußte das erste Vorpreschen nicht weniger kraftvoll abwehren. In den ersten Minuten blieb ihm nichts weiter, als die Hiebe zu parieren. Er war völlig in die Defensive gedrängt. Der Gegner suchte eine schnelle Entscheidung, und es schien, als sollte er sie auch bekommen.

Beim Versuch, einem Hieb auszuweichen, stolperte Hellmark unglücklich über seine eigenen Füße. Er stürzte, und der andere stieß blitzschnell sein langes Schwert nach vorn…

*

Im Palast des Herrschers Chomool, des Königs der Drachentöter…

Die riesigen Hallen und Säle waren menschenleer, der Thron verwaist.

Im Keller aber atmete und hoffte jemand.

Er war mit gewaltigen Ketten an die Wand geschmiedet. Vor ihm auf dem Boden stand eine flache Schale, in der ein armseliges Öllicht blakte.

Der in Ketten Geschlagene war niemand anders – als Chomool. Er trug das goldene Gewand und die Maske des Königs der Drachentöter. Niemals hatte ihn jemand ohne diese Maske gesehen.

Chomool regte sich nicht. Sein Atem ging flach. Es schien, als wäre bereits alles Leben aus seinem Körper gewichen.

Doch der äußere Eindruck täuschte.

Die dämonischen Ketten hielten zwar seine Körper fest, vermochten aber nicht seinen Geist zu halten, mit dem er die Reise durch die Dimensionen unternommen hatte und der Spur des Okmels gefolgt war.

Der Plan, den er gehegt hatte, ging in Erfüllung!

Er hörte die Botschaften. Eine Flut von Informationen strömte auf ihn ein, die sofort Teil seines besonderen Bewußtseins wurden.

Das Okmel lag im See, die Geister derer, die gewesen waren wie er und ihm vorausgingen auf dem Weg in die Ewigkeit, nahmen Kontakt mit ihm auf und erkannten seine Lage. Und sie registrierten, daß keine Bewacher da waren. Sie hielten es offenbar nicht mehr für angebracht, ihn zu beobachten. Das war ihr Fehler. Sie fühlten sich zu sicher!

Die Ketten rasselten, ohne daß Chomool sich auch nur um einen Millimeter gerührt hätte.

Zu den ehernen Gesetzen, denen alle auf Xanoeen unterworfen

waren, gehörten auch jene: ›Die Vergangenheit darf nie wieder zur Zukunft werden‹, und ›Der Menschenfresser Shomk hat kein Recht auf Leben! Sein Leib ist verkapselt, und er wird nicht wiederkehren, solange wir nicht opfern.‹

Beides war in Gefahr. Chomool allein konnte die Bösen, die erneut einen Versuch gestartet hatten, nicht mehr in die Schranken weisen.

Das Okmel von Lavonn kam ihm zu Hilfe.

Wie von unsichtbaren Händen wurden seine Ketten zerrissen und noch während die Glieder schwer und rasselnd zu Boden fielen, schien Chomools Körper an Kräften zu gewinnen.

Er konnte sich von der Wand lösen.

»Danke!« schwangen seine Gedanken hinaus in den Raum, durchbrachen Gemäuer und Entfernung und wurden im See von den Geistern verstanden, die auf das Leben ehemaliger Drachentöter-Könige zurückgingen. »Ich bin wieder frei und werde mich dieser Freiheit würdig erweisen…«

Von diesen Gedankengängen bekamen Bowles und Balmore nichts mit. Sie sahen nur noch, wie die Gestalt im Goldumhang plötzlich zu schwanken begann wie ein Halm im Wind. Die Formen zerflossen.

Bowles und Balmore fühlten sich zur Seite gerissen, ehe sie begriffen, wie ihnen geschah.

Wieder der Fall: Ihre Umgebung erlosch und eine neue erstand.

»Danke!« wehten die Gedanken in ihre Bewußtsein. »Auch euch – danke! Meine Hoffnungen haben sich erfüllt. Ihr habt mir geholfen. Hier ist euer Lohn…«

Die Geistererscheinung verschwand, das Licht in Bowles Zimmer ging wieder an. Die Blicke der beiden Männer wurden sofort gefangen genommen von dem gleißenden Schein mitten auf dem Tisch.

Vincent Bowles und John Balmore wagten im ersten Moment nicht, das, was dort lag, anzufassen. Aber dann taten sie es doch.

»Goldkörner!« entfuhr es Bowles.

»Diamanten!« klang Balmores Stimme auf wie ein Hauch.

Sie konnten es nicht fassen. Es war wie ein Märchen, ein Wunder!

»Er hat es ernst gemeint mit seinem Dank«, murmelte Bowles mit verklärtem Ausdruck. »Er kannte unsere Gedanken. Wir sind reich – ein Ausgangspunkt dafür, um den Stein ins Rollen zu bringen, John. Du weißt, was ich meine?«

»Ja. Den Termin, den wir beim Produzenten verpaßt haben, können wir nun nach Lust und Laune wahrnehmen, wann wir wollen. Wenn wir das zu Geld machen, steht die erste Produktion, ohne daß wir einen Penny Schulden zu machen brauchen. Und wir können weitere Produktionen folgen lassen. Ich weiß nicht, wie er's gemacht hat, Vince. Ich begreife, genau genommen, überhaupt nichts. Nur eines hoffe ich: daß es jetzt wirklich kein Traum war…«

Als der Tag anbrach, waren Goldkörner und Diamanten noch immer da…

*

Der wahre Chomool war nicht mehr in Ketten geschlagen. Und nach der Rückgabe des Amuletts durch Vincent Bowles und John Balmore geriet der dämonische Bann, den die zum Zug gekommenen Gegner gestört hatten, mehr und mehr in Chomools unmittelbarer Nähe ins Wanken.

Die Geister aus dem Okmel von Lavonn lösten die massive Stahltür aus den Angeln, und nichts mehr stand dem König der Drachentöter im Weg. Er kehrte seinem dumpfen, düsteren Verlies den Rücken, durchquerte den langen Korridor und stieg die marmornen Stufen empor, die in den Thronsaal mündeten.

Chomool griff ein Schwert aus dem Waffen-Köcher neben dem Thronsitz und verließ dann den Palast des Drachentöters.

Als der Mann mit der Goldmaske ins Freie trat, öffneten sich wie von Geisterhand auch in einigen Häusern in Palastnähe die Türen, und Menschen strömten auf die Straße. Es waren Männer und Frauen aller Altersstufen.

*

Er warf sich mit letzter Kraft zur Seite.

Keine Sekunde zu früh!

Was eben noch aussah wie Hellmarks Ende, geriet ihm mit einem Mal zum Vorteil.

Der Maskierte wurde durch seinen eigenen Schwung nach vorn gerissen und konnte sich nicht mehr rechtzeitig abfangen.

Er fiel gegen die Bande.

Da war Hellmark, der dem tödlichen Streich ausgewichen war, auch schon auf den Beinen.

Auch er hatte großes Interesse daran, den Kampf so schnell wie möglich zu beenden. Einen länger andauernden hielt er kräftemäßig nicht durch.

Beim Aufspringen hätte er mit einem einzigen Hieb seinen Feind erlegen können.

Aber das konnte und durfte nicht sein.

Nicht den Mann mußte er kampfunfähig machen, sondern er mußte dafür sorgen, daß der ihm nichts mehr anhaben konnte.

Das überlange Schwert, mit dem er Björn Hellmark in der Reichweite überlegen war, hatte diesen bisher daran gehindert, an den Mann heranzukommen.

In Sekundenschnelle nutzte er die Chance, die sich ihm bot.

Seine Schwertspitze hakte sich unter den großen, ausladenden Griff der Feindeswaffe. Ein Ruck – das Schwert des anderen flog durch die Luft und blieb zitternd mitten in der Arena der Drachentöter stecken.

Björn riß den Gegner herum und setze ihm das Schwert an die Kehle.

Der Geschlagene lief an der Bande entlang, Hellmark folgte ihm.

»So schnell«, sagte er leise, »so schnell kann sich manchmal das Blatt wenden…«

Da erst sah er, daß auf den Rängen auch Beobachter saßen. Ohne daß es ihm bewußt geworden war, waren sie während des Kampfes aufgetaucht.

Furchtbar anzusehende Geschöpfe, Wesen von Welten, die noch keines Menschen Fuß betreten hatten.

Was wollten sie hier? Und was…

Da packte ihn das Grauen.

Im untersten Rang sah er zwei Gestalten, die er am wenigsten erwartet hätte.

Die eine – war ein Mann. Groß, dunkel, von hagerer Gestalt und mit stechenden, sezierenden Augen. Ein Schwarzer Priester der neuen Generation!

Rani Mahay hatte von diesem Mann gesprochen.

Das war Gor Mlak, der in eine andere Dimension geschleudert worden war.

Hier also tauchte er wieder auf. Er war Schützling der Dämonin Apokalypta, die man auch die ›Ewige Unheilbringerin‹ nannte!

Und eine Frau von faszinierender Schönheit, mit tief über die Schultern reichendem schwarzem Haar, glutvollen Augen und dem Gesicht einer Göttin stand neben ihm.

Aber es war keine Göttin – es war die Dämonin Apokalypta!

*

»Die Überraschung, scheint mir, ist uns gelungen!« tönte da ihre Stimme schon durch das weite Oval der Arena. »Mit allem hättest du gerechnet – doch nicht mit uns.

Unser Plan war geschickt eingefädelt. Diesmal hatten wir früher die Information, die uns Handlungs- und Planungsspielraum gab. Du bist gekommen, den Kampf mit dem König der Drachentöter zu führen. Du hast dir davon Informationen versprochen, die nun uns zugute gekommen sind. Denn wir haben den König der Drachentöter gefangengenommen und durch eine Marionette ersetzt. So nützt es dir nichts, wenn du das Leben dessen schonst, den du mit dem Schwert

bedrohst. Du wirst ihm damit nichts anhaben können. Bevor er dich in den Boden stampft und zertritt wie ein Insekt, laß' dir noch eines sagen: die Zukunft wird wieder so sein wie die Vergangenheit einst war. Du selbst hast einen Teil jener Welt schauen können, die schon mal existierte – und die dann durch die Kraft derer, die hier lebten, zurückgedrängt wurde. Shomk, der Menschenfresser, wird wieder leben. Er ist nur vertrocknet und verkapselt. Er wird zurückkehren aus dem Fels, in den er sich zurückgezogen hat, wird erwachen aus seinem Jahrtausende währenden Schlaf und die Blutopfer willig annehmen. Dies ist der Ausgangspunkt für weitere Veränderungen, die Rha-Ta-N'my, unsere Herrin, schon lange geplant hatte. Bisher hinderten uns die Eigenwilligkeiten beider Rassen daran, wieder aktiv zu werden. Doch die Kraft der Vergangenheit ist – für dich und andere sichtbar – bereits als Gegenwärtiges und Zukünftiges sichtbar geworden. Die Embryos in den Stalaktiten waren keine Halluzination. Es gab sie – in ferner Vergangenheit – wirklich. Geschöpfe der Dämonen, die sich in den Gräbern entwickelten, ohne daß ihre Entwicklung und Aufzucht dabei von außen her eine Störung erfuhr. Doch ein besonders schlauer König der Drachentöter ist dann schließlich doch dahintergekommen, und die Embryos wurden vernichtet. Seit der Zeit wurden keine Toten mehr in den Grüften beigesetzt, und den Dämonen war vorerst der Boden für weitere Aktionen entzogen. Denn die Kraft, die in den Leichen steckte, war notwendig, um die Dämonen-Embryos zu ziehen… Mit der Gefangennahme Chomools, der derzeit herrscht und das Geheimnis des Drachentötens kennt, ist der große Schlaf über sein Volk gekommen. Diesen Schlaf werden wir nutzen, und die Ahnungslosen töten. Ihre Leichen werden Ausgangspunkt sein für den neuen Start der neuen Rasse, die in den Gräbern wächst, die jenen einst als Versammlungsort diente, die du mit heißem Herzen bekämpfst…«

»Und immer bekämpfen werde!« stieß Hellmark hervor.

Ungeheuerliches war geschehen, und er wußte, daß er kaum noch eine Chance hatte, mit heiler Haut davonzukommen.

Er war voll in eine geschickt gebaute Falle gelaufen. Und die schnappte nun hinter ihm zu.

»Korganzan! Zeig' ihm, wer du wirklich bist!« dröhnte Apokalyptas Stimme auf.

Was sich als Chomool verkleidet hatte, war eine Attrappe zu dem, was sich nun entwickelte und ihn ansprang wie ein Teufel aus der Kiste.

Der Umhang zerriß und flog zur Seite. Die Gestalt blähte sich im selben Moment auf wie ein riesiger Luftballon, wuchs mit rasender Geschwindigkeit und im Handumdrehen war ein riesiger Drache entstanden, dessen Maul dampfumwölkt war, aus dessen Rachen ein

heißer Luftstrahl schoß.

Das Ungetüm erinnerte an die Kolosse aus der Drachenstadt.

Aber das war keiner von dort, das war ein Dämon, Korganzan, wie Apokalypta ihn nannte!

Hellmark taumelte drei, vier Schritte zurück. Wie ein Berg türmte sich der Riese vor ihm auf. Sein Atem rasselte, Gluthitze umwehte ihn, die Pranken waren so massig, daß sie einen Elefanten zu Tod hätten trampeln können.

»Dies ist dein Ende, Hellmark. Lange habe ich es herbeigesehnt, immer hast du mir einen Strich durch die Rechnung gemacht – aber diesmal ist dein Tod vorprogrammiert. Alle, die uns besonders verbunden sind, auf ihren Welten alles für uns tun, dürfen teilhaben an deinem Untergang. Die Zukunft, die sie gesehen haben – wird für dich zur Gegenwart!«

Korganzan schnaubte. Ein Feuerstrahl raste aus seinem Maul. Hellmark sah das Unheil kommen, ließ sich zur Seite fallen und entging dem ersten Angriff.

Der Koloß wälzte sich auf ihn zu, verwirrt und beunruhigt hielt Hellmark das Schwert in der Hand.

Ein normales Schwert! Damit konnte er diesem Ungetüm nicht mal eine Kratzer beibringen. Mit dem ›Schwert des Toten Gottes‹ aber hätte die Berührung mit der Spitze genügt, um es tot zusammenbrechen zu lassen!

Der Kampf war entschieden, noch ehe er richtig begann. Darüber war sich Björn Hellmark im klaren.

Und dem Feuer ein zweites Mal ausweichend, zog er die Konsequenzen daraus.

Er nutzte die letzte Chance, die er hatte. Er riß die Dämonenmaske aus seiner Tasche und zog sie über seinen Kopf.

Der Koloß brüllte, daß es klang wie Donnergrollen. Er bäumte sich auf, während Hellmark sich hochschraubte und langsam auf den Dämon zuging.

Die Wirkung zeigte sich. Die Dämonenmaske sprach an. Schwefelgelbe Dämpfe drangen zwischen den Schuppen aus dem Körper des Ungetüms. Die massigen Beine knickten ihm weg, wurden weich und lösten sich auf wie ein Gebilde aus Staub.

Die riesige Wolke, die gleich darauf durch die Arena wehte, war nur der Auftakt für das, was noch geschah.

Aufregung in den Rängen… Alles war auf der Flucht, auch Gor Mlak und Apokalypta.

Mit dieser Wende hatten sie nicht gerechnet.

Zu früh triumphiert!

Sie hatten entweder nicht einkalkuliert, daß er die Dämonenmaske nicht dabei hatte – oder ihre Wirkung auf Korganzan unterschätzt.

Vielleicht hatten sie auch nicht damit gerechnet, daß er noch in der Lage sein würde, nach ihr zu greifen. Denn die Nähe der Dämonenmaske allein hatte Korganzan nichts ausgemacht. Erst ihr Anblick…

Die schwefelgelbe Wolke verwehte, und der Todesschrei eines Wesens der Finsternis verebbte schaurig klagend.

In dem allgemeinen Aufbruch ereignete sich Chomools Ankunft.

Der Platz jenseits des weit offen stehenden Haupttores war mit Menschen überfüllt.

Sie blieben zurück, Chomool allein ging auf ihn zu.

Hellmark nahm die Dämonenmaske ab und griff wieder nach seinen Schwert.

Sollte es weitergehen? Er konnte kaum noch auf den Beinen stehen.

»Nein«, sagte der wahre Chomool lautlos in Gedanken zu ihm. »Kein weiterer Kampf. Ich hatte das Glück zu schauen und – zu hören. Der Sieger – bist du! Du hättest ihn töten können, als du ihm das Schwert aus der Hand schlugst. Du bist bis zu diesem Zeitpunkt von dem Gedanken ausgegangen, wirklich Chomool vor dir zu haben. Auch wenn es nicht so gewesen ist…« und mit diesen Worten kamen die Erklärungen, die ihm verständlich machten, welches Schicksal man dem König der Drachentöter zugewiesen hatte. Während er begriff, vermittelten seine Überlegungen dem anderen das, was er erlebt hatte. Dies wiederum zog nach sich, daß weitere Erklärungen folgten.

So begriff er, daß die Bilder in der Höhle der Unterwelt teils aus der Vergangenheit stammten, teils durch dämonischen Einfluß neu belebt worden waren. Hinzu gekommen waren Halluzinationen und Kräfte, die von Shomk ausgingen. Es gab ihn wirklich. Aber er war vertrocknet, existierte in seinem Ruhezustand, und man konnte den Schleim-Koloß nicht töten. Man konnte nur diesen Tabu-Ort meiden. Nicht umsonst ereigneten sich dort manchmal rätselhafte Dinge, die auf den dämonischen Kraftstrom zurückzuführen waren, der vor langer Zeit auf die Welt Xanoeen ausgeübt wurde.

Shomk starb ab, als Menschenopfer verneint wurden, aber er konnte wieder zum Leben erwachen, wenn die aus dem Dämonenreich ihm dazu verhalfen.

Er erfuhr abermals von der Prophezeiung.

Es gab sie tatsächlich. Irgendwann sollte einer kommen, der nie zuvor diese Welt betreten hatte.

»Ob allerdings du das bist, kann ich nicht sagen«, beendete Chomool seine telepathische Mitteilung. »Du hast den Kampf gesucht, und ich gehe davon aus, daß du der Sieger bist. Ich bin dir zu Dienst, denn du hast – so glaubtest du – mein Leben verschont. Du erwartest

eine Botschaft von mir. Ich gebe dir, was ich zu geben vermag…«

»Aber nicht in diesem Moment, nicht an diesem Ort.«

Björn wurde stumm aufgefordert, Chomool zu folgen.

Wie auf ein stilles Kommando hin öffnete sich eine Gasse. Die Menschen traten zur Seite.

»Die anderen können mitkommen. Sie brauchen sich nicht länger zu verbergen. Sie gehören zu dir«, machte Chomool sich noch mal bemerkbar. Die gleichzeitig entstehenden Gedankenbilder verrieten Hellmark, daß er damit Arson und Carminia meinte. Und er erfuhr darüber hinaus, daß es Rani gutging. Chomool hatte es aus Carminias Gedanken entnommen.

Der Mann mit der Silberhaut und die schöne Brasilianerin hatten sich im Schatten eines Gebäudes verborgen, von wo aus sie den unerklärlichen Menschenauflauf vor dem Eingang der Arena beobachteten. Chomool gab ihnen eine telepathische Mitteilung weiter, und als sie erkannten, daß für Hellmark und sie tatsächlich keine Gefahr zu bestehen schien, folgten sie ihm in den Palast…

*

Doch teilhaben an dem, was Chomool Hellmark mitzuteilen gedachte, durften sie nicht.

Chomool zog sich mit seinem irdischen Gast in einen besonders kostbar eingerichteten Raum zurück.

Die Wände – so erklärte Chomool – waren so abgeschirmt, daß auch Telepathen nicht außerhalb anzapfen konnten.

Chomool berichtete vom ewigen Kampf zwischen ›Humanoiden‹ und Drachen. Es war ein Kampf, der auch in Zukunft erhalten bleiben würde. »So will es das Gesetz dieser Welt. Es kann sich irgendwann mal ändern. Wenn andere Bedingungen herrschen, doch darüber nachzudenken, fällt mir schwer. Der Kampf zwischen dem König der Drachen und dem König der Drachentöter steht dicht bevor.« Er nannte eine Zeitspanne, die nach irdischen Begriffen etwa drei bis vier Jahre bedeutete. »Dieser Kampf muß immer so entschieden werden, daß der König der Drachen auf der Strecke bleibt. Dies bewahrt uns vor einer Invasion, verhindert aber auch gleichzeitig, daß wir ins Land der Drachen einfallen. Dieses Gesetz geht auf eine große Emotion zurück, die du, Irdischer, wohl kaum verstehen kannst.

Dennoch will ich es versuchen.

Einst gab es nur ein Volk. Es war ein Mittelding zwischen Humanoiden und Drachen. Dann erfolgte – durch die Natur selbst – die Trennung. Vielleicht kommt einst – in ferner Zukunft, wenn das Leben sich fortentwickelt – wieder mal ein Zusammenschluß. Wer weiß das zu sagen? Wir hier müssen erst mit unserer Gegenwart

fertigwerden. Und die sieht so aus, daß wir gegenseitig existieren können, ohne uns auszurotten. In jeder Generation wird nur einer geboren – ein einziger Drachentöter, der zum König werden kann, denn er trägt alle Merkmale. Merkmale, die keiner kennt, außer den Eingeweihten. Das Volk kennt sie nicht und noch weniger die Drachen, die jedoch versuchen, dem Geheimnis auf die Spur zu kommen. Denn nur der geborene Drachentöter verfügt über besondere Anlagen und Empfindungen, weil er mit den Geistern derer, die ihm vorausgingen, auf geheimnisvolle Weise verbunden ist. Die Drachen haben nur eine einzige Stelle, die beim Kampf getroffen werden muß. Niemand kennt sie. Nicht mal die Drachen selbst. Nur der Drachentöter. Und deshalb ist er anders als die anderen. Ich will dir mein Geheimnis kundtun…«

Er nahm die goldene Maske ab.

Hellmark verschlug es den Atem.

Chomool war Mensch und Drache gleichzeitig, hatte ein Menschengesicht vorn – und ein Drachenantlitz hinten. Er war der Janus-Kopf!

*

Chomool legte die Maske wieder an.

»Noch eine letzte Botschaft habe ich für dich, für den Fall, daß du der bist, den die Legende prophezeit. Es wird sich herausstellen, ob du etwas damit anfangen kannst. Die Botschaft lautet: Xanoeen hat erst dann eine Chance, wenn Lemuria dorthin zurückgekehrt ist, wo es einst lag… Merke es dir gut!«

Hellmark vergaß nichts.

Mit Carminia, die ihm ihre Besorgnis mitteilte, und Arson kehrte er nach Marlos zurück.

Die Sache mit den Manja-Augen, die laut Carminias Feststellungen nur von Zeit zu Zeit vollzählig sein sollten, beschäftigte ihn ebenso sehr wie Chomools Botschaft.

Hellmark war erleichtert, die neunte Aufgabe schließlich doch noch gemeistert zu haben, aber mit Chomools Botschaft im Herzen und den Wahrnehmungen der Frau, die er liebte, war es ihm, als würde das, was vor ihm lag, noch weitaus schwieriger werden.

Rha-Ta-N'my und ihre Schergen waren aufgeschreckt, wie das Erscheinen Gor Mlaks und Apokalyptas auf der Welt Xanoeen zeigte.

Sie und die dämonischen Beobachter waren durch ein Dimensionstor, das heimlich in der Arena errichtet worden war, eingedrungen. Das Tor war auf Chomools Befehl zugemauert worden.

Was die Zukunft ihm brachte, konnte er in diesen Minuten nicht mal ahnen…

ENDE

Björn Hellmark alias Macabros

Die Abenteuer eines außergewöhnlichen Menschen

Björn Hellmark ist der Erbe der unsichtbaren Insel Marlos, die in der Clarion-Graben-Zone genau zwischen Hawaii und den Galapagos-Inseln liegt.

In der Geister-Höhle bewahrt er seine Trophäen auf, die er im Kampf mit Geistern, Dämonen und jenseitigen Mächten gewann, und die von großer Bedeutung für ihn sind. Er besitzt:

1. das Schwert des Toten Gottes, das nur seine Hand führen kann.

2. die Dämonenmaske. Sie verwandelt seinen Kopf in einen Knochenschädel. So jedenfalls nehmen menschliche Augen ihn wahr. Dämonen sehen etwas darin, das sie zerstört.

3. den Trank der Siaris. Er bewirkt geistige Weitsicht. Zum falschen Zeitpunkt angewendet, bringt er jedoch den Tod.

4. die sieben Augen des Schwarzen Manja. Das sind faustgroße, rubinrote Objekte, die aussehen wie ungeschliffene Edelsteine. Sie heißen deshalb Manjaaugen, weil sie tatsächlich von dem Heiligen Vogel stammen, der in der Vergangenheit der Erde auf Xantilon lebte und etwa 700 Jahre alt wurde. Die Augen toter Manjas wurden zu Stein, die Körper vergingen.

5. Velenas Armreif. Er bewirkt Unsichtbarkeit. Darf aber nicht zu oft angewandt werden, da sich die darin gespeicherten magischen Energien mit der Zeit verbrauchen.

Hellmark hat die Gabe, sich zu verdoppeln. Sein Doppelkörper heißt Macabros. Björn war in einem ersten Leben Kaphoon, ein Kämpfer für Recht und Freiheit.

Mit Björn Hellmark lebt eine Anzahl weiterer Menschen auf Marlos. Jeder hat eine eigene, einfach eingerichtete Blockhütte.

Carminia Brado: Brasilianerin von atemberaubender Schönheit. Hellmark nennt sie zärtlich »Schoko«. Sie hat ebenfalls schon mal gelebt, vor zwanzigtausend Jahren. Da war sie Loana, die Tochter des Hestus.

Rani Mahay: Inder, genannt »Der Koloß von Bhutan«. Kann mit bloßem Willen wilde Tiere zähmen.

Pepe: Hellmarks Adoptivsohn aus den Urwäldern Yucatáns. Er verfügt über parapsychologische Fähigkeiten. In seiner Gegenwart verbiegen sich Bestecke, zerplatzen Glühbirnen, bleiben Fahrstühle und Rolltreppen und manchmal auch Autos stehen…

Al Nafuur: Zauberpriester aus Xantilons Vergangenheit. Er existiert als Unsterblicher in einem Zwischenreich. Manchmal nimmt er geistigen (telepathischen) Kontakt zu Björn Hellmark auf.

Ak Nafuur: Zwillingsbruder. Jahrtausende lang nannte er sich

Molochos, um ewiges Dämonenleben zu besitzen. Mit Hilfe der sieben Manjaaugen konnten die bösen Geister der Dämonengöttin Rha-Ta-N'my aus seinem Körper vertrieben werden.

Camilla Davies: Medium aus London.

Alan Kennan: Junger Mann, der Björn jegliche nur denkbare Unterstützung zukommen läßt.

Jim, der Guuf: Sein Vater war ein Kugelkopf, seine Mutter eine Menschenfrau, die gegen ihren Willen in die Vergangenheit der Erde verschlagen wurde. Jim wurde in der Gegenwart geboren. Er sieht aus wie ein Dämon – und ist eine Seele von Mensch. Durch sein Äußeres fällt er überall auf und die Menschen erschrecken vor ihm. Das macht ihn traurig. Auf Marlos fühlt er sich wohl.